Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek.

Der

Kampf um den Mann.

Von

Carry Brachvogel.

Erster Band.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.

Preis jedes Bandes 50 Pf. Eleg. in Leinwand geb. 75 Pf.

(26 Bände jährlich, Gesamtpreis broschiert 13 Mark, gebunden 19 Mark 50 Pf.)

Über „Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek" schreibt der „Bamburgische Correspondent": Das ist ein Unternehmen, das in jeder Weise gefördert zu werden verdient! Als vor nun mehr denn 24 Jahren die ersten roten Bände erschienen, mag mancher Kurzsichtige und Engherzige den Kopf geschüttelt haben über das tolle Wagstück, wirklich gute und wertvolle geistige Kost zu so billigen Preisen zu verabreichen. Wenn man heute auf die lange Reihe von Jahren zurückblickt, wie viel ist da nicht schon erreicht! Fast kein Haus, keine Familie, wo die soliden Bände nicht ihren Einzug gehalten hätten; fast keine, noch so klein angelegte Privatbibliothek möchte die sich so freundlich präsentierenden roten Freunde aus ihrer Mitte missen. Und doch, noch gibt es viel zu tun! Noch gibt es Häuser, in denen die vermorschten und verrotteten Hintertreppenromane lieber gelesen werden. Hier wäre es Pflicht jedes Nachstehenden, die giftige Saat zu verdrängen und an ihre Stelle die gesunde und durchweg gute Kost der „Engelhornschen Allgemeinen Romanbibliothek" zu legen. Der glücklich Geheilte wird, wenn er erst klar sieht, dem freundlichen Helfer sicher Dank wissen.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von **50 Pfennig** für den broschierten und **75 Pfennig** für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Der Hüttenbesitzer. — 3. **Conway**, Aus Nacht zum Licht. — 4. **Praed**, Zéro. — 5. 6. **Gréville**, Wassilissa. — 7. **Aïdé**, Vornehme Gesellschaft. — 8. 9. **Ohnet**, Gräfin Sarah. — 10. **Braddon**, Unter der roten Fahne. — 11. **Halévy**, Abbé Constantin. — 12. **Verga**, Ihr Gatte. — 13. 14. **Reade**, Ein gefährliches Geheimnis. — 15. **Theuriet**, Gérards Heirat. — 16. **Gréville**, Dosia. — 17. **Kraszewski**, Ein heroisches Weib. — 18. 19. **Norris**, Eheglück. — 20. **Kielland**, Schiffer Worse. — 21. **Colombi**, Ein Ideal. — 22. **Conway**, Dunkle Tage. — 23. **Boyesen-Spielhagen**, Novellen. — 24. **Vincent**, Die Heimkehr der Prinzessin. — 25. 26. **Delpit**, Ein Mutterherz.

Zweiter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Der Steinbruch. — 3. **Lindau**, Helene Jung. — 4. **Bret Harte**, Maruja. — 5. Die Sozialisten. — 6. **Halévy**, Criquette. — 7. **Wilbrandt**, Der Wille zum Leben. Untrennbar. — 8. **Valera**, Die Illusionen des Dr. Faustino. — 9. 10. **Farjeon**, Zu fein gesponnen. — 11. **Kielland**, Gift. — 12. **Kielland**, Fortuna. — 13. 14. **Ohnet**, Lise Fleuron. — 15. **Farina**, Aus des Meeres Schaum. — 16. **Frey**, Auf der Woge des Glücks. — 17. 18. **Croker**, Die hübsche Miß Neville. — 19. **Feuillet**, Die Verstorbene. — 20. **Hopfen**, Mein erstes Abenteuer u. a. G. — 21. 22. **Alexander**, Ihr ärgster Feind. — 23. **v. Glümer**, Ein Fürstensohn. Zerline. — 24. **Bret Harte**, Von der Grenze. — 25. 26. **Conway**, Eine Familiengeschichte.

Dritter Jahrgang.

Band 1. 2. **Kemin**, Die Versaillerin. — 3. **Braddon**, In Acht und Bann. — 4. **Schjörring**, Die Tochter des Meeres. — 5. 6. **Malot**, Lieutenant Bonnet. — 7. **About**, Pariser Ehen. — 8. **Marryat**, Hanna Warners Herz. — 9. 10. **Boyesen**, Eine Tochter der Philister. — 11. **Grèville**, Savelis Büßung. — 12. 13. **Ohnet**, Die Damen von Croix-Mort. — 14. **Pasqué**, Die Glocken von Plurs. — 15. 16. **Daudet**, Fromont jun. und Risler sen. — 17. **Hopfen**, Der Genius und sein Erbe. — 18. **Reade**, Ein einfach Herz. — 19. 20. **Malot**, Baccart. — 21. **Norris**, Mein Freund Jim. — 22. **Sienkiewicz**, Hanna. — 23. **de Tinseau**, Das beste Teil. — 24. 25. **Conway**, Lebend oder tot. — 26. **de Bonnières**, Die Familie Monach.

Vierter Jahrgang.

Band 1. 2. **Haggard**, Eine neue Judith. — 3. **Ohnet**, Schwarz und Rosig. — 4. **Feuillet**, Das Tagebuch einer Frau. — 5. 6. **Kemin**, Jahre des Gärens. — 7. **Lafontaine**, Gute Kameraden. — 8. **Lie**, Die Töchter des Commandeurs. — 9. 10. **Malot**, Zita. — 11. **Grèville**, Die Erbschaft Xenias. — 12. **Voß**, Kinder des Südens. — 13. 14. **Fogazzaro**, Daniele Cortis. — 15. **Farjeon**, Die Herz-Neune. — 16. 17. **Ohnet**, Sie will. — 18. **v. Wolzogen**, Die Kinder der Excellenz. — 19. **Farina**, Um den Glanz des Ruhmes. — 20—22. **Daudet**, Der Nabob. — 23. **Burnett**, Der kleine Lord. — 24. **Theuriet**, Der Prozeß Froideville. — 25. 26. **Braddon**, Stella.

Fünfter Jahrgang.

Band 1. 2. **Hopfen**, Robert Leichtfuß. — 3. **Daudet**, Der Unsterbliche. — 4. **Ouida**, Lady Dorotheas Gäste. — 5. 6. **Memini**, Marchesa d'Arcello. — 7. Was der heilige Joseph vermag. — 8. **v. Glümer**, Alessa. Keine Illusionen. — 9. 10. **Philips**, Wie in einem Spiegel. — 11. **Kielland**, Schnee. — 12. **Claretie**, Jean Mornas. — 13. 14. **Wood**, Auf der Fährte. — 15. **v. Roberts**, Satisfaktion. — 16. **Gravière**, Die Scheinheilige. — 17. 18. **Ohnet**, Doktor Rameau. — 19. **Peschkau**, Frau Regine. — 20. **de Maupassant**, Zwei Brüder. — 21. 22. **Farina**, Mein Sohn. — 23. **Grèville**, Dosias Tochter. — 24. **Lie**, Der Lotse und sein Weib. — 25. 26. **Daudet**, Numa Roumestan.

Sechster Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die tolle Komteß. — 3. **de Tinseau**, Eine Sirene. — 4. **Philips**, Jack und seine drei Flammen. — 5. 6. **Gunter**, Mr. Barnes von New York. — 7. **Theuriet**, Gertruds Geheimnis. — 8. **Conway**, Wunderbare Gaben. — 9. 10. **Ohnet**, Letzte Liebe. — 11. **Voß**, Die Sabinerin. — 12. **Memini**, Mia. — 13. 14. **Croker**, Diana Barrington. — 15. **v. Heigel**, Der reine Thor. — 16. **Pontoppidan**, Ein Kirchenraub. Junge Liebe. — 17. 18. **Daudet**, Die Könige im Exil. — 19. **Philips**, Die verhängnisvolle Phryne. — 20. 21. **Ohnet**, Sergius Panin. — 22. **Serao**, Achtung Schildwache. — 23. **Rabusson**, Salonidylle. — 24. 25. **Gunter**, Mr. Potter aus Texas. — 26. **Murray**, Ein gefährliches Werkzeug.

Siebenter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Roberts**, Preisgekrönt. — 3. **Ohnet**, Die Seele Pierres. — 4. **Theuriet**, Zum Kinderparadies. — 5. 6. **Zidé**, Imogen. — 7. **Daudet**, Port Tarascon. — 8. **Hope**, Ein Mann von Bedeutung. — 9. 10. **Galitzin**, Ohne Liebe. — 11. **Norris**, Die Erbin. — 12. 13. **v. Wolzogen**, Die kühle Blonde. — 14. **de la Brète**, Mein Pfarrer und mein Onkel. — 15. **Voß**, Der Mönch von Berchtesgaden. — 16. 17. **Haggard**, Oberst Quaritch. — 18. **Peschkau**, Noras Roman. — 19. **de Renzis**, Auf Vorposten u. a. Gesch. — 20. 21. **de Tinseau**, Versiegelte Lippen. — 22. **Jeffery**, Aus den Papieren eines Wanderers. — 23. **Theuriet**, Mein Onkel Scipio. — 24. 25. **Delpit**, Wie's im Leben geht. — 26. **de Renzis**, Verhängnis.

Achter Jahrgang.

Band 1. 2. **Croker**, Irgend ein Anderer. — 3. **Gordon**, Fräulein Reseda. Ein Mann der Erfolge. — 4. **Feuillet**, Künstlerehre. — 5. 6. **Böhlau**, In frischem Wasser. — 7. **Norris**, Die geprellten Verschwörer. — 8. **Gordon**, Daphne. — 9. 10. **Kemin**, Ein Genie der That. — 11. **Poradowska**, Mischa. — 12. 13. **v. Wolzogen**, Der Thronfolger. — 14. **Colombi**, Im Reisfeld. Ohne Liebe. — 15. **Mairet**, Eine Künstlerin. — 16. 17. **Gunter**, Miß Niemand. — 18. **Heyse**, Marienkind. — 19. **Pillinger**, Schwarzwaldgeschichten. — 20—22. **Daudet**, Jack. — 23. Der schwarze Koffer. — 24. **Mairet**, Der Affenmaler. — 25. 26. **Masterman**, Schwer geprüft.

Neunter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Im Schuldbuch des Hasses. — 3. **Savage**, Meine offizielle Frau. — 4. **Zehren**, Sein Genius. — 5. 6. **Croker**, Ein Zugvogel. — 7. **Filon**, Violette Merian. — 8. **Lay**, Fräulein Kapitän. — 9. 10. **Gordon**, Ein puritanischer Heide. — 11. **Coppée**, Das Stück Brot u. a. Gesch. — 12. **Bret Harte**, In der Prairie verlassen. — 13. 14. **de Berkeley**, Zwischen Lipp' und Kelchesrand. — 15. **Conway**, Mein erster Klient u. a. Gesch. — 16. **de Tinseau**, Auf steinigen Pfaden. — 17—19. **Malot**, Heimatlos. — 20. **v. Heigel**, Baronin Müller. — 21. **Mairet**, In guter Hut. — 22. **Echstein**, Das Kind. — 23. 24. **Warden**, Das Haus am Moor. — 25. **Serao**, Giovannino oder den Tod! Dreißig Prozent. — 26. **Tondouze**, Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Cherbuliez**, Das Geheimnis des Hauslehrers. — 3. **v. Wildenbruch**, Das wandernde Licht. — 4. **St. Aubyn**, Einer alten Jungfer Liebestraum. — 5. **Schubin**, Schatten. — 6. 7. **Croker**, Unerwartet. — 8. **Franzos**, Ein Opfer. — 9. 10. **Nielsen**, Die Möwe. — 11. **Simmy**, Geopfert. — 12. **Dick-May**, Unheimliche Geschichten. — 13. 14. **v. Bülow**, Margarete und Ludwig. — 15. **Mrs. Oliphant**, Die Herzogstochter. — 16. **Daudet**, Briefe aus meiner Mühle. — 17. 18. **Sims**, Erinnerungen einer Schwiegermutter. — 19. **v. Roberts**, Lou. — 20. **Lie**, Hof Gisse. — 21. 22. **de Marchi**, Don Cirillos Hut. — 23. **Schultz**, Jean von Kerdren. — 24. **Villinger**, Unter Bauern. — 25. 26. **Savage**, Prinz Schamyls Brautwerbung.

Elfter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Das Recht des Kindes. — 3. **v. Gersdorff**, Ein schlechter Mensch. — 4. **Peard**, Mademoiselle. — 5. 6. **Bourget**, Kosmopolis. — 7. **Stockton**, Eine schnurrige Geschichte. — 8. **Coppée**, Die wahren Reichen. — 9. 10. **Bock**, Simson und Delila. — 11. **Jókai**, Die gelbe Rose. — 12. **Gréville**, Verloren. — 13. 14. **Croker**, Zwei Herren. — 15. **de Amicis**, Eine Schultragödie. — 16. **Harraden**, Schiffe, die nachts sich begegnen. — 17. 18. **Spielhagen**, Susi. — 19. **Tim.** — 20. **Munch**, Frauen. — 21. 22. **de Berkeley**, Die alte Geschichte. — 23. **v. Heigel**, Der Sänger. — 24. **Sims**, Möblierte Wohnungen. — 25. 26. **Clifford**, Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die Erbschleicherinnen. — 3. **Ottolengui**, Der Kameenknopf. — 4. **Claretie**, Die Cigarette und andere Geschichten. — 5. 6. **Benson**, Dodo. — 7. **Zehren**, Die Brüder. — 8. **Howells**, Pflichtgefühl. — 9. 10. **v. Roberts**, Revanche! — 11. **Serrao**, Pinsel und Meißel. — 12. **v. Gersdorff**, Schwere Frage. — 13. 14. **Rameau**, Das Magdalenenhaar. — 15. **Moore**, Der Verkauf einer Seele. — 16. **Savage**, Wandelbilder. — 17. 18. **Spielhagen**, Selbstgerecht. — 19. **Jerome**, Roman-Studien. — 20. **Busse**, Jugendstürme. — 21. 22. **Croker**, Eine Familienähnlichkeit. — 23. **van Horst**, Verbotene Frucht. — 24. **Moeller**, Gold und Ehre. — 25. 26. **Jota**, Eine gelbe Aster.

Dreizehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Voß**, Villa Falconieri. — 3. **Ohnet**, Die Tochter des Abgeordneten. — 4. **Hopfen**, Die Siegerin. — 5. 6. **Croker**, Eine dritte Person. — 7. **Gyp**, Flederwischs Heirat. — 8. **Bigot**, Eine internationale Ehe. — 9. 10. **Gerbrandt**, Sich selber treu. — 11. **Loti**, Isländfischer. — 12. **Böhlau**, Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten. — 13. 14. **Rod**, Die weißen Felsen. — 15. **v. Heigel**, Der Herr Stationschef. — 16. **de Berkeley**, Ein Reiseabenteuer. — 17. 18. **Savage**, Die Hexe von Harlem. — 19. **Perga**, Königstigerin. — 20. **Boyesen**, Selbstbestimmung. — 21. 22. **Mengs**, Frost im Frühling. — 23. **Niemann**, Smaragda. — 24. **Croker**, Lady Hildegard. — 25. 26. **Luska**, Zu jung gefreit.

Vierzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Der Kraft-Mayr. — 3. **Böhlau**, Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten. — 4. **Mathers**, Das Bäschen vom Lande. — 5. 6. **Ohnet**, Der Pfarrer von Favières. — 7. 8. **Schubin**, Die Heimkehr. — 9. **de Tinseau**, Vergessene Pflicht. — 10. **Hyne**, Gauner-Ehre. — 11. **de Amicis**, Liebe und Gymnastik. — 12. 13. **Croker**, Ein Millionär. — 14. **Brada**, Im Joche der Liebe. — 15. **Böhlau**, Verspielte Leute. — 16. **Robinson**, Die goldene Hand. — 17. 18. **v. Roberts**, Die schöne Helena. — 19. **Murray**, Der Bischof in Not. — 20. **Gréville**, Das Geständnis. — 21. 22. **White**, Korruption. — 23. **Vincent**, Künstlerblut. — 24. **Merrick**, Eine persönliche Ansicht. — 25. 26. **Orloffsky-Golowin**, Die Nihilistin.

* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
27. Jahrgang. • Band 5.

Der Kampf um den Mann.

Roman

von

Carry Brachvogel.

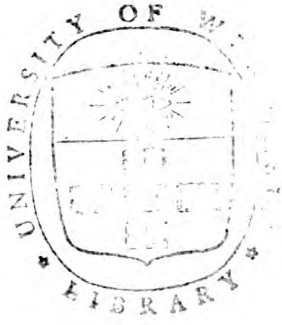
Erster Band.

Stuttgart 1910.
Verlag von J. Engelhorns Nachf.

89006325542

b89006325542a

Alle Rechte, namentlich das Überſetzungsrecht, vorbehalten.



Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.

PT
2603
R15
K3

1

Erſtes Kapitel.

„Ich kann Ihnen nicht genug danken, daß Sie mich zu dieſem entzückenden Feſt mitgenommen haben! So etwas gibt's doch nur in München!“ ſagte die anmutige Frau zur Baronin von der Teuffen, der erbgeſeſſenen Lady Patroneß aller Münchener Wohltätigkeitsveranſtaltungen.

Die Baronin lächelte verbindlich.

„Mitgenommen — welch ein Wort, gnädige Frau! Der Baſar iſt Ihnen zu Dank verpflichtet. Sie ſehen ja reizend aus in Ihrem Poſtillionkoſtüm! Und ich glaube, von allen Damen der Baſarpoſt machen Sie die beſten Geſchäfte.“

Frau Profeſſor Cholevius lachte ihr ſeltſames, hübſches Lachen, das melodiſch und dennoch ganz ſeelenlos klang, und ſenkte dabei den Kopf ein wenig.

„Gott ja, es geht ... die Menſchen ſind ja alle ſo furchtbar nett zu mir. Ich wundere mich eigentlich darüber! Wenn man aus ſo einer kleinen Univerſitätsſtadt kommt, findet man ſich ſelber gräßlich provinzmäßig ...“

Die Baronin machte einige liebenswürdige Redensarten und ſah dabei in das Gewühl des Baſars hinein, das jetzt, da der Nachmittag ſank, immer lebhafter wurde. Eine kleine, nervöſe Müdigkeit lag auf ihrem

feinen, ältlichen Geſicht. Sie hatte derlei ſchon zu oft arrangiert, angeſehen und mitgemacht. Seit mehr als dreißig Jahren und heute noch hieß ſie „die ſchöne von der Teuffen“, obgleich ihr Geſicht kaum eine Spur mehr ſeiner früheren, ſtrahlenden Schönheit zeigte. Aber ein Baſar ohne ſie war undenkbar; ſie hatte immer die originellſten Ideen, die beſten Beziehungen und ein eigenartiges Talent, neue, hübſche Erſcheinungen für die Verkaufsbuden ausfindig zu machen. So hatte ſie auch Frau Marie Cholevius „entdeckt“, die nur vorübergehend von Jena nach München gekommen war.

„Sie können ſich die Langeweile in ſolch einem Univerſitätsneſt gar nicht denken! Alles iſt ſo ſpießbürgerlich ... ſo eng. Man roſtet förmlich ein. Man weiß gar nicht mehr, daß man ein netter Menſch ſein kann, an dem andre Leute Gefallen finden. Und das iſt ſo himmliſch hier, daß man jung und luſtig ſein darf — und ſich freuen kann, daß man jung iſt ...“

Sie lachte wieder mit geſenktem Kopf ihr harmoniſches und doch ſeelenloſes Lachen. Mit ihrem kaum mittelgroßen, ſchlanken Figürchen und ihrem ſchmalen, blaſſen Geſicht hätte man ſie für ein ganz junges Mädchen halten können. Ihr Lachen zerſtörte dieſen Eindruck. Es kam wie aus einer großen, inneren Zerfahrenheit und legte um ihren weichen Mund ein paar Züge, halb bös, halb ſchmerzlich. Und ihre Augen, von denen man nie wußte, ob ſie blau oder ſchwarz waren, und über denen die Brauen ſich nicht zum anmutigen Halbmond wölbten, ſondern wie eigenſinnige Schnörkel ein wenig in die Höhe ſtiegen, ihre Augen lachten nicht mit dem Mund. Sie flimmerten nur,

brannten auf, ſchoſſen ein paar unruhige, heiße oder verlangende Blicke und waren dann plötzlich wie ausgelöſcht, gingen verſchwommen in eine zielloſe Weite — verſanken wohl auch in ganz unbewachten Augenblicken unter den Lidern, daß es ausſah, als ob ſie ſchliefen.

Jetzt eben, da ſie von der Luſt der eigenen Jugend ſprach, tänzelten ſie mit einer kindlichen Freude von unten herauf zur Baronin hin. Die lachte und nahm mit einer liebkoſenden Bewegung die Hände der anmutigen Frau in die ihren. „Sie ſind wirklich reizend!“

Bei ſich dachte ſie: ‚Liebe, mir ſpielſt du umſonſt Komödie vor! Ich kann mir ſchon denken, daß du Jena auf den Kopf ſtellſt. ... Aber reizend biſt du, und das iſt für die Baſarpoſt die Hauptſache.‘

„Trinken wir ein Glas Sekt in der Sektbude?“ fragte Frau Cholevius, die mit der Baronin ſeit etwa einer halben Stunde im Saale herumging, um ſich ein wenig von den Strapazen ihres „Poſtamtes“ zu erholen.

„Gern. Aber dann bringe ich Sie wieder zum Poſtwagen zurück. Ja, ja, meine liebe, hübſche Frau, Sie ſind nicht hier, um ſich zu amüſieren ... Sie müſſen arbeiten, Geld einnehmen für unſer Säuglingsheim.“

„Ich habe ſeit heute früh ſchon dreihundert Mark beiſammen. Ich ganz allein. Die jungen Mädeln bei der Poſt ſind nämlich nicht ſehr geſchickt, nur ein paar von ihnen verſtehen den Rummel. Eine ſehr, ſehr Hübſche iſt da, die nimmt auch viel ein.“

„Wie heißt ſie denn?“

„O, das weiß ich nicht. Ich bringe all dieſe fremden

Namen durcheinander. Sie ist groß und brünett, mit so einer prachtvollen Pfirsichhaut und so wundervollen Zähnen; wenn sie lacht, sieht sie aus wie eine Reklame für ‚Odol‘ oder ‚Kalodont‘. Sie hat weißgepudertes Haar, und eine Frische — beneidenswert!“

„Tilde von Merk.“

Marie Cholevius zuckte ein wenig zusammen. „W i e heißt sie?“

„Von Merk. Gute Familie — der Vater war erster Direktor einer Versicherungsgesellschaft. Hübsche Mädchen, die auch, glaub' ich, ganz wohlhabend sind. Die eine ist bei der Basarpost, und die andre —“

„Trinken die Damen keinen Sekt?“ fragte da eine Mädchenstimme, viel zu schüchtern und ernst, als daß sie bei einem Basar, wo Keckheit und Übermut Trumpf sind, hätte Erfolge haben können. Die junge Fragestellerin schien auch nicht viel Glück als „Hausiererin“ zu haben; auf dem silbernen Teller, den sie trug, standen noch unberührt die sechs Sektkelche, die ihr die Lady Patroneß der Sektbude mitgegeben hatte, um sie unterwegs zu verkaufen.

„Ach, sieh da, Fräulein von Merk!“ sagte die Baronin lächelnd. „Eben sprachen wir von Ihnen. Ich erklärte der gnädigen Frau gerade, daß die Damen von Merk zu den schönsten Mädchen Münchens zählen.“

Eine feine Röte stieg in die Wangen des Mädchens. Die Äußerung der Baronin konnte ja doch nur der schöneren Schwester gelten. „Frau Baronin sind sehr gütig,“ stammelte sie.

„Wir werden noch viel gütiger sein, liebes Fräulein, und Ihren Sekt trinken. Quanto costa?“

„Eine Mark das Glas.“

Nachdem ſie bezahlt hatten, ſtellte die Baronin vor: „Fräulein Franziska von Merk — Frau Cholevius aus Jena.“

Franziska errötete noch tiefer.

„O, Sie ſind aus Jena ...“ entfuhr es ihr unwillkürlich.

„Kennen Sie Jena?“

„Nein, gar nicht,“ ſagte Franziska haſtig.

„Haben Sie vielleicht Bekannte dort?“

„Nein, niemand, gar niemand.“

Sie wurde immer haſtiger, verwirrter. Sie ſtrebte von den beiden Damen fortzukommen, aber Frau Cholevius ließ ſie nicht los. Zudem ſprach die Baronin gerade mit einigen andern Damen, und Franziska wollte nicht unhöflich ſein und die Fremde allein laſſen, zudem Frau Cholevius ſchon ein drittes Glas Sekt trank.

„Sagen Sie, Fräulein von Merk, täuſche ich mich oder nicht? Haben Sie nicht im Sommer einmal einen Profeſſor Doktor Benedikt aus Jena kennen gelernt? Benedikt iſt ein alter Freund meines Mannes; mir iſt, als hätt' er Ihren Namen genannt.“

Franziska hätte gern aufgeſchrieen: ‚Nein, nein, das iſt nicht möglich!‘ Sie ſagte aber nur, ſcheinbar gleichgültig: „Ach ja! Ja ... Doktor Benedikt aus Jena. In Igls haben wir mit ihm ein paar ſehr hübſche Tage verlebt.“

Frau Cholevius lächelte kaum merklich. Aufmerkſam muſterte ſie Franziska. Das Mädchen war ſehr groß, überſchlank. Ihr unregelmäßiges Geſicht mit den etwas zu ſtarken Lippen und der abgeſtumpften Naſe

konnte keinen Vergleich mit der prangenden Schönheit der Schweſter oder dem ſüßen Herzlein, Marie Cholevius, beſtehen. Ihrer undeutſchen Züge und ihres krauſen, dunklen Haares wegen nannten die jungen Leute, die Tänzer der Merkſchen Mädchen, Franziska wohl „das Mohrenköpfel“ oder auch zum Unterſchied von Tilde „die häßliche Merk“. Was ihnen häßlich ſchien, war aber viel mehr der Ausdruck als der Schnitt dieſes jungen Geſichtes, ſeine kühle Verſchloſſenheit, die es nur in ganz unbewachten oder ſehr leidenſchaftlichen Momenten zu einem Spiegel der Seele werden ließ.

‚Gar nicht hübſch, aber recht ſchick!‘ dachte die Cholevius, während ſie das Mädchen muſterte. ‚Geſchmack hat ſie, und ſie weiß, was ihr ſteht! Es gehört ja eigentlich Mut dazu, wenn ein häßliches Mädchen ſich wie eine der Schönheiten aus der Schönheitsgalerie herrichtet, aber es ſteht ihr! Sie ſieht ſtilvoll aus!‘

Franziska von Merk trug ein violettes Samtkleid im Stil der dreißiger Jahre, einen weitausſpringenden Glockenrock und einen kleinen Spenſer, der am Hals mit einem weißen Spitzenkrägelchen abſchloß. Ihr ſtarkes Haar fiel vor den Ohren in dicken, gedrehten Lockenbüſcheln herab, während oben auf dem Scheitel eine dichte Flechtenkrone ſaß, durch die wagerecht ein goldener Pfeil geſteckt war. Das Original dieſes Bildes war nicht nur eine gemalte, ſondern eine echte, hinreißende Schönheit geweſen, der die häßliche Merk in keinem Zuge ihres Mohrenköpfels glich. Aber die Cholevius hatte dennoch recht, als ſie zu ihr ſagte: „Fabelhaft hübſch iſt Ihr Koſtüm! So etwas kriegt man eben

nur in München fertig. Sie ſehen aus wie ein Bild, das aus dem Rahmen geſtiegen iſt!"

Franziska lächelte ein wenig.

„Ach, es tut ſich! Es ſollte doch alles möglichſt Alt-München ſein! Ich ſchwärme ja gar nicht ſehr dafür, aber die Künſtler haben keine Ruh' gegeben. Alſo hab' ich halt in Gottes Namen in der Schönheitsgalerie Studien gemacht."

„Gewiß der Schneiderin alles ſelbſt angegeben?"

„Alles ſelbſt geſchnitten!"

„Nein, iſt es möglich!"

„O, das iſt nicht ſchwer!"

Als die Baronin ſich wieder zu den beiden wandte und mit Franziska über das Arrangement und die finanziellen Ausſichten des Baſars ſprach, glitten die Augen der Cholevius wie in tödlicher Ermüdung von der Geſtalt des Mädchens ab, wurden verſchwommen ... trübe ... verſanken wie in tiefem Schlaf unter den Lidern. Das dauerte eine Sekunde lang oder auch zwei. Dann riß ſie ſich gewaltſam empor, öffnete die Augen weit und rund, als ob ſie eben erwachte, und ſprach mit der Baronin und Franziska weiter ohne zu ſtocken, als hätte ſie nie den Faden des Geſpräches verloren...

„Sehen Sie, das war die jüngſte Merk!" ſagte die Baronin, als Franziska ſich verabſchiedet hatte und weiterging, andern fremden Leuten mit ihrer ſchüchternen, ernſten Stimme Sekt anzubieten.

Die Cholevius ſah ihr nach. „Die Schweſter iſt viel, viel ſchöner."

„Gewiß. Aber dieſe hier hat etwas ſehr Elegantes ... Diſtinguiertes."

„O ja. Und sie zieht sich hübsch an. Sie müßte auch zu Pferde gut aussehen, mit dieser langen, schmalen Figur."

„Sie haben recht. Nun, vielleicht heiratet sie einen Sportsmann, wie ihre älteste Schwester."

„Sie macht so einen ernsten, gediegenen Eindruck." (Ein kleiner spöttischer Ton war in diesem ‚gediegen'.) „Sie sollte einen Mann heiraten, bei dem sie repräsentiert."

Sie lachte ohne jede Veranlassung ihr melodisches, seelenloses Lachen, das die Baronin allmählich etwas nervös machte ...

Zweites Kapitel.

Es war nur eine Stimme darüber, daß die Künstler, denen das Arrangement des „Basars zum Besten des Säuglingsheimes" obgelegen, sich selbst übertroffen und Münchens Ruf als erwählte Feststadt wieder glänzend gerechtfertigt hatten. Die Losung für den Basar hieß: „Ein Fest in Alt-Nymphenburg", und wer an den drei Tagen, die der Basar dauern sollte, den Kaimsaal betrat, fühlte sich sofort aus der modernen Hauptstadt hinweg nach dem weißen Lustschloß und in die Urgroßväterzeit versetzt. Die ganze Wand dem Eingang gegenüber war durch eine flottgemalte Kulisse bedeckt, die Schloß Nymphenburgs weitläufige und dennoch so anheimelnde Rokokotrakte zeigte. Davor war ein Maibaum aufgestellt, mit flatternden Bändern, bunten Wimpeln und all den kleinen Gegenständen behangen,

mit denen von alters her das Volk ihn zu schmücken liebt. Bei der Eröffnung des Basars, als die Prinzessin, unter deren Protektorat er stand, geleitet vom Komitee, den ersten Umgang machte, hatten Kinder in lichten, flatternden Gewändern einen alten Reigen um den Maibaum getanzt.

An das Schloß gliederten sich die Festbuden, von denen jede einzelne ein Stück Alt-Nymphenburg oder Alt-München darstellte, so gut es ging, ohne mit ihren Verkaufsgegenständen in allzu harten Widerspruch zu geraten. Da gab es eine behagliche altmodische „Lebzelterei mit Metausschank", in der die Damen im goldenen Riegelhäubchen und silberverschnürten Mieder der Alt-Münchener Kellnerinnen bedienten. Natürlich wurden hier nicht nur Pfefferkuchen und Met verhandelt, sondern auch feine Süßigkeiten, Kaffee, Tee und Schokolade, weil die Einnahmen sonst gar zu gering gewesen wären. Am Büfett, das als Festzelt drapiert war, trugen die Damen Kostüme ähnlich wie das Kleid Franziska von Merks; manch eine besaß noch von Großmutters Zeiten her einen echten, weißen, gestickten Crêpe de Chine-Schal, den sie mit der verschämten Koketterie der dreißiger Jahre um die Schultern gelegt hatte.

Blumen barg ein Kiosk, der an die schwärmerischen „Freundschaftstempel" entschwundener Jahrzehnte gemahnte; die Verkäuferinnen — ausschließlich junge Mädchen — trugen weiße Mullkleider, zuckersüße Rosenkränzlein im Haar, weiße Strümpfe und Kreuzbandschuhe. Die ganz modernen Erscheinungen — Kabarett, Photographieen, Phonograph und so weiter — hatte man

klugerweise gar nicht zu stilisieren versucht, sondern nur in etwas biedermännisch angehauchte Kioske gebracht und die schönen Frauen, die sich um sie bemühten, gebeten, sich in Haar- und Kleidertracht ein wenig Alt-München anzupassen. So hatte nun jede mit verblüffendem Geschmack herausgefunden, was stilvoll und zugleich vorteilhaft für sie war. Franziska von Merk blieb durchaus nicht die einzige, die aussah „wie ein Bild, das aus dem Rahmen gestiegen ist". Viele dieser Damen mochten vielleicht morgen, wenn sie sich wieder für den Alltag anzogen, unscheinbar wirken. Heute, da es auf ein bißchen Phantasie, ein bißchen Stil, ein bißchen Buntheit und ein bißchen Draufgängerei ankam, war jede von ihnen eine Künstlerin.

Das Glanzstück des Basars aber war die „Basarpost". Schwindsche Bilder und Stimmung hatten hier offenbar die Anregung gegeben. Vor einer lieblichen Landschaft stand die mächtige gelbe Postkutsche, die heute noch draußen auf dem Lande Flecken und Weiler miteinander verbindet. In regelmäßigen Zwischenräumen blies ein Postillion in der schmucken, weiß-blauen Uniform der bayrischen Postillione liebe, alte Weisen: „Seh' ich drei Rosse vor dem Wagen", oder „Ich hatt' einen Kameraden". Es hatte ziemlich Mühe gekostet, einen jungen Mann aufzutreiben, der gut aussah, Horn blasen und sich dabei leidlich benehmen konnte. Endlich hatte man einen Musikschüler entdeckt, einen hübschen Burschen aus Dietramszell, dessen Onkel Postillion gewesen war. Der saß nun auf dem Kutschenbock und blies.

Den Dienst der „Basarpost" (es begriff ihn niemand, aber er brachte viel Geld ein) versahen junge Damen,

die als weibliche Postillione gekleidet waren. Sie sahen sehr flott aus in ihren weißen Tuchröcken, den blauen, kurzen Fräcken mit der Silberstickerei und dem schwarzen Glanzzylinder auf dem Kopf. Besonders die Blondinen kleidete der Hut gut, die Brünetten fanden im allgemeinen, daß er sie „zu schwarz" mache. Oder man mußte so blaß sein und so blauschwarze, glänzende Haare haben wie Frau Marie Cholevius. Deshalb hatte Tilde von Merk das Haar weiß gepudert, was eigentlich stillos war. Als einer der Arrangeure lachend sie darum tadelte, sagte sie: „Ach, ich bin halt schon ein alter Postillion. Wissen Sie, so einer, von dem's heißt:

Ein alter Posthalter mit siebzig Jahren,
Der wollte mit Schimmeln im Himmel 'nauffahren,
Die Schimmel, die Schimmel, die liefen im Trab
Und warfen den alten Posthalter herab."

„Das müßte ein dummer Schimmel sein, der Sie abwirft," hatte der Maler gesagt und war zufrieden. Stil hin, Stil her — Schönheit war der beste Stil.

Der Besuch in den Vormittagsstunden ließ zu wünschen übrig, aber nachmittags drängten sich die Leute, daß zeitweise die Kasse geschlossen werden mußte. Unaufhörliches Surren, Schwatzen und Lachen erfüllte den Saal, eine Musikkapelle schmetterte anfeuernde Märsche und Lieder über die wogende Menge hin. Die Gesichter glühten, die Augen blitzten; hinter schüchternen Worten barg sich ein kühner Sinn; die Luft, schwer von Staub, Hitze, Licht, menschlicher Ausdünstung, Parfüm und dem Duft welkender Blumen, schien von

glitzernden Geheimnissen erfüllt, die nur des Abends, des Tanzes warteten, um sich zu offenbaren.

Die Mütter, deren Töchter im Basar verkauften, kamen natürlich, um sich von den persönlichen und finanziellen Erfolgen ihrer Kinder zu überzeugen, mit Genugtuung festzustellen, daß andre Mädchen nicht so umschwärmt waren und weniger einnahmen, oder mit betrübtem Neid zu sehen, daß der eigenen Tochter weniger gehuldigt, weniger abgekauft wurde, als die mütterliche Eitelkeit erwartet hatte. Zwischen Nachmittag und Abend kam auch die verwitwete Frau von Merk, trotz ihrer fünfundfünfzig Jahre noch eine frische, vornehme Erscheinung, in der Schlankheit der Gestalt der jüngsten Tochter ähnlich. Sie hatte schon ganz weißes Haar, das sie über der Stirn in schönen großen Locken trug, die hübsch zu ihren dunklen Augen und Brauen kontrastierten. Auf eine gewisse Entfernung wirkte sie nicht wie die Mutter, sondern wie eine ältere Schwester ihrer Töchter, besonders wenn, wie jetzt, innere Zufriedenheit aus ihrem Gesicht strahlte. Sah sie doch, daß Wladimir Saranoff, der junge reiche Russe, der Tilde schon im Lauf des Winters auf den Künstlerbällen merklich ausgezeichnet hatte, ihr auch heute auffallend, vielleicht etwas zu auffallend, den Hof machte. „Zu auffallend" dachten aber wohl nur Unbeteiligte, vor allem die Familien, die den Merks den reichen Freier nicht gönnten. Tilde hatte gar nichts dagegen, daß jeder und insbesondere jede sah, wie sie gefeiert wurde, und Frau von Merk lächelte dazu. Lächelte das glückliche Lächeln derer, denen die Stimmen des Neides süß wie Silberglocken klingen. Sie war, ehe

der ältliche Herr von Merk ſie geheiratet hatte, die Tochter einer armen Offizierswitwe geweſen; zwiſchen jämmerlichen Brotſorgen und brennendem Neid auf die Reichen ging ihre Jugend hin, bis der Direktor ſie in ſein wohlhabendes Haus führte. Als dann die Töchter heranwuchſen (der Vater erlebte es nicht mehr), wollte ſie mit ihnen dreifachen Neid erregen. Die beiden Älteren ſchlugen auch gut ein. Olga war nur zwei Jahre ausgegangen und hatte dann gleich den reichen Oberleutnant Hertling geheiratet. Und Tilde —

„Kommen Sie, gnädiges Frrreilein, machen Sie mit mir einen kleinen Spazierrrgang durch den Saal!“ bat Saranoff eben in ſeinem klaren, harten Ruſſiſch-Deutſch und blickte mit ſeinen ſchönen dunklen Augen Tilde flehend an.

„Nein, Herr Saranoff, jetzt nicht! Erſt wenn Frau Cholevius wieder hier iſt! Eine von uns muß hier ſein, ſonſt geht alles drunter und drüber!“

Er wollte weiter mit Bitten in ſie dringen, als eine kleine Bewegung um die Baſarpoſt her entſtand. Zwei Männer näherten ſich, denen alle Blicke neugierig folgten, während die Zungen hinter ihnen her tuſchelten. Sie waren beide groß; dem einen mit den hellen Augen, dem kategoriſchen „Es-iſt-erreicht“ und der ſteifen Haltung ſeiner noch etwas unfertigen Geſtalt merkte man ſofort preußiſche Militärzucht an, trotz des Zivils, das er trug. Das war Seine Hoheit Prinz Chlodwig, aus einer Seitenlinie irgendeines norddeutſchen Fürſtentums, der in ſeiner engeren und weiteren Verwandtſchaft als ziemlich degeneriert angeſehen wurde. Er liebte nämlich die Malerei. Liebte ſie aber nicht, wie

die Fürſten ſie lieben, als Darſtellungsmittel heroiſcher, höfiſcher oder minniger Vorgänge, ſondern fand Geſchmack an der Moderne. Ja, er entdeckte ſogar, daß er ſelbſt ein bißchen Talent dafür habe, ließ ſich daher einſtweilen à la suite ſeines Regiments ſtellen und ging nach München, um zu malen. Der Herr, mit dem er jetzt kam, war alſo auch nicht ſein Adjutant, ſondern Anton Rothauer, der mit zwei Damenbildniſſen in der letzten Sezeſſion das größte Aufſehen gemacht hatte. Und auch jetzt galt die allgemeine Aufmerkſamkeit nur ihm, nicht dem Prinzen, den nur wenige kannten. Als Tilde ihn kommen ſah, holte ſie gleich ein ganzes Paket Briefe aus dem Poſtwagen vor. „Herrn Anton Rothauer ... Herrn Anton Rothauer ... Herrn Anton Rothauer ... Herrn ...“

„Jeſſas na,“ unterbrach er ſie lachend und hob abwehrend die Hände, die in braunroten Glacés Nummer 8¾ ſteckten, „ſo viel Brief' gibt's ja gar net!“

Er ſtammte von Bauern aus der Tölzer Gegend und tönte immer noch ſeine Sprache bäuerlich, weil er wußte, daß das gefiel. In andern Äußerlichkeiten ſpielte er gerne den tadelloſen Weltmann. Er haßte alle aufdringlichen Künſtlerallüren, hatte kein individuelles Gewand, keine nennenswerten Schulden und keine Frau, die früher Modell geweſen war. Er war ein ſtattlicher, dunkelblonder Menſch, deſſen breiten Kinnladen und pfiffig-luſtigen grauen Augen man den Bauern anſah; auch ſein lautes Bubenlachen zeigte nichts von ſtädtiſcher Kultur.

„Alſo, Herr Rothauer, da ſind Ihre Briefe. Und

ein Paket iſt auch da. Lagergebühr: die Hälfte vom Erlös eines Porträts ..."

„Mir gangſt!" ſagte Rothauer gemächlich und händigte Tilde ein Goldſtück ein. Und da ſie es einſtecken wollte: „Sie, Fräulein, 'rausgeben net vergeſſen!"

„Aber Sie ſind geizig!" ſagte ſie ſchmollend.

„Natürlich! Geizig ... ſo an armer Maler ſchind't ſich eh' zu Tod! Und auf ſo an Baſar da ſan ſ' um ein' 'rum wie die Stoßgeier; grad ausſäckeln möchten ſ' einen!"

Die letzten Worte hatte er mehr zum Prinzen geſprochen, der in wonniger Sprachloſigkeit zugehört hatte. Er, der feine, wohlerzogene Sproß aus altem Dynaſtenblut, ſchwärmte für die derbe Unbefangenheit dieſes Halbbauern, der ein großer Künſtler war. Was echt, was Poſe war an Rothauer, konnte er nicht erkennen. Er wußte nur: „ſo etwas gab's bei uns zu Hauſe nicht," und war ſelig. —

Während Tilde abſichtlich langſam in ihrer Taſſe nach Kleingeld ſuchte, ſah Rothauer ſie aufmerkſam an.

Schließlich meinte er: „Laſſen S' gut ſein, Fräul'n, ich ſchenk's Ihnen, ſonſt müßten S' bis auf d' Früh nach Kleingeld ſuchen!"

Sie lachte ihn herzhaft an. „Vielen Dank im Namen der Säuglinge!"

Rothauer ſchnitt ein Geſicht. „Geh, ſan S' ſtad von ſo was! Z'wegen die Wickelkinder ſollen Sie's net behalten, ſondern ..."

Saranoff hatte ſchon die ganze Zeit über ſehr mißvergnügt dem Zwiegeſpräch der beiden zugeſehen. Jetzt trat er, eine Frage an Tilde richtend, direkt zwiſchen

ſie und den Maler. Der Prinz ſchien über dieſe Unart etwas erſtaunt und ſah den Freund fragend an. Rothauer ſagte aber nur gelaſſen: „Hopla!“ und wollte weitergehen.

In dieſem Augenblick trat Franziska von Merk zur Baſarpoſt. Am Büfett hatte man ſofort Rothauer und die Hoheit entdeckt und ſchickte ihnen gleich ein halbes Dutzend Sektkelche zu freundlichem Ankauf. Eben hatte ſie mit ihrer ernſthaften Schüchternheit gefragt: „Trinken die Herren keinen Sekt?“ da nahm ihr ſchon Saranoff den Silberteller aus der Hand. „Entſchuldigen, gnädiges Frrreilein, einen Augenblick!“ Er wandte ſich zu Tilde. „Trrrinken Sie! Für jedes Glas, an dem Sie nippen, hundert Mark!“ In leichter Kniebeuge hielt er ihr mit einer demütigen Bewegung die Sektkelche entgegen.

Tilde errötete vor Stolz. So verſchwenderiſch und zugleich ſo ritterlich verſtand keiner ihrer Münchener Verehrer zu huldigen, und gar erſt Herr Rothauer, der ſich auf zehn Mark herausgeben laſſen wollte, hätte ſich an Saranoff ein Beiſpiel nehmen können. Mit lächelndem Triumph ſah ſie den Maler und den Prinzen an, die neugierig die kleine Gruppe umſtanden. Auch die andern Damen der Baſarpoſt blickten erſtaunt, beluſtigt und neidiſch auf das ſchöne Mädchen, dem ein verliebter Mann die Goldſtücke hinwarf, als wären's Kieſelſteine.

Tilde ſtrahlte. In einer halben Stunde würde die Geſchichte mit den Sektkelchen im ganzen Baſar beſprochen werden, morgen in allen Jours, bei allen Tees, übermorgen in der ganzen Stadt. Mit leuchten-

den Augen griff ſie nach einem Glas, neigte den Kopf ein wenig gegen Saranoff, nippte, reichte ihm das Glas, das noch faſt gefüllt war. Er hob es in die Höhe, ſah ſie an: „A votre santé!“

Er trank aus, warf das Glas mit einer kleinen Bewegung neben ſich auf den Boden, daß es zerſprang.

„Das zweite, gnädiges Frrreilein!“

Tilde glühte. Sie trank ihm zu, wie das erſtemal, und wie das erſtemal zerbrach er das Glas mit einem geſchickten Wurf. Drei-, viermal wiederholte ſich die Szene, dann meinte Tilde, es ſei genug. Er aber ſagte lächelnd: „Aushalten, Frrreilein, bis zuletzt!“ Und als ſie zögerte: „Denken Sie an die Seiglinge, gnädiges Frrreilein!“ Da nippte ſie weiter, bis die ſechs Kelche in Splitter lagen.

Saranoff verneigte ſich, zog ſeine Brieftaſche und legte eine Hundertmarknote auf den Silberteller. Mit einer eleganten Geſte zu Franziska: „Für die Gläſer.“

Sie nahm das Geld mit lächelndem Munde, aber mit völlig abweſenden Augen. Nun legte er eine Tauſendmarknote auf den Teller und reichte ihn Tilde.

„O, Herr Saranoff, auf ſo viel kann ich nicht herausgeben!“

„Nicht herrrausgeben. ... Herrrausgeben laſſen iſt bei uns mauvais genre. Machen Sie mich glücklich und behalten Sie!“

Sie nickte, dankte glückſelig und weigerte ſich nun nicht länger, mit ihm ein wenig im Saale zu promenieren. Mit zurückgelegtem Kopf, hochmütig lächelnd, ſchritt ſie neben ihm, als ginge ſie in einem Triumphzug.

„Was ſagen Sie d a z u ? Nein, lieber Rothauer,

was ſagen Sie d a z u ?“ fragte der Prinz, der ſolch ein Gemiſch von Unart und Ritterlichkeit offenbar noch nie geſehen hatte.

„A biſſerl aſiatiſch,“ ſagte Rothauer gelaſſen. „Aber 's ſteht ihm! Der Burſch hat Schmiß! An andrer könnt' ſo was net riskier'n!“

„Was iſt dieſer Frechdachs eigentlich?“

„I weiß net genau! Er ſtudiert halt a biſſerl an der Univerſität! Sein alter Herr ſoll ſehr reich ſein ... Güter ... Minen ... weiß der Kuckuck was noch alles! Der kleine Aſiat' da hat eine Wohnung in der Prinzregentenſtraß', pikfein! Und Pferdeln und Auto — allerhand Hochachtung! Aber a damiſch's Luder is er doch.“

„Was iſt er?“ fragte der Prinz entzückt.

„A damiſch's Luder, alſo dumm is er halt! 's Geld ſo 'nausſchmeißen!“

„Na, hören Sie,“ ſagte der Prinz leiſe, „er iſt doch offenbar ſehr verknallt in dies hübſche Mädchen!“

„Ja, ja, aber deswegen —“

Rothauer vollendete den Satz nicht, aber auch in ſeinen unausgeſprochenen Worten lag die Anſchauung, daß Liebe und Geld zweierlei ſeien, und daß man eben „ein damiſches Luder“ war, wenn man die beiden Begriffe miteinander verquickte.

Die kleinen Gruppen von Neugierigen, die ſich um die Baſarpoſt gebildet hatten, zerſtreuten ſich, als Tilde und Saranoff ſich entfernten. Die Poſtillione aber und auch die Verkäuferinnen andrer Buden beſannen ſich, daß man nun ja Rothauer und den Prinzen mit Angeboten bedrängen könne. Es hatte ſich ſchon herum-

geredet, daß Rothauers Begleiter ein Prinz ſei, und nun ſchwärmten die jungen Damen emſig wie ein Bienenſchwarm um ihn her: „Hoheit, ein paar Roſen!“ — „Hoheit, kaufen Sie mir ein paar Loſe ab!“ — „Hoheit möchten doch bei uns ein Glas Sekt trinken!“ — „Brauchen Hoheit keine Kunſtgegenſtände?“ Hoheit hin — Hoheit her, daß er ſich kaum mehr retten konnte. Aber er fand es doch ſehr reizend, daß alle dieſe hübſchen Mädchen ſo zutraulich mit ihm redeten, als kennten ſie ihn wer weiß wie lange ſchon.

Um Rothauer drängten ſie ſich erſt recht; er war vielleicht ſchon heute, ganz gewiß aber morgen ein berühmter Mann und luſtig obendrein, und einer, von dem man Geſchichten erzählte. ... ‚Einmal und nie wieder ſeht's mich auf 'n Baſar,‘ dachte er bei ſich, während er lachend Neckereien erwiderte, Schmeicheleien ablehnte, obgleich ſie ihm ſehr gefielen, und viel mehr einkaufte, als er eigentlich wollte. ‚So was is doch die reine Räuberbande, und zudringlich können die Mädeln ſein, daß a Schand' is!‘

Eine ſanfte, bittende Kinderſtimme ſagte neben ihm ſeinen Namen. Trotz des Getöſes rundum vernahm er ihren Klang und ſah zwei blauſchwarze Blicke, die mit koketter Schüchternheit langſam zu ihm hinaufſtänzelten, denn die Frau, die ihn gerufen hatte, reichte ihm kaum bis zur Schulter. Er ſah ſie an, halb erſtaunt, halb entzückt, daß ein Weſen ſo fein und ſo zierlich ſein könne. Sie ſpürte ſofort, daß ſie gefiel, reichte ihm mit der verlegenen Geſte eines Schulmädels ein Paket und lachte dazu ihr melodiſches, ſeelenloſes Lachen.

„Ich war leider nicht in der Basarpost, als Sie kamen. Nun hab' ich Ihnen das Paket, das postlagernd für Sie da war, durch den ganzen Saal nachgetragen."

Rothauer griff resigniert nach seiner Börse, aber sie wehrte ab. „Nein, nur unterschreiben! Es kostet nichts!"

„Nichts?! Das ist ja ein weißer Rab' auf dem Basar!"

Sie lachte wie ein kleines, vergnügtes Mädchen, nahm die Papierhüllen von ihrem Paket, daß ein rotgebundenes Buch zum Vorschein kam — ein Autographenalbum.

„Einschreiben, bitte!"

„Was soll ich denn einschreiben?"

„Ihren Namen oder auch sonst noch was Hübsches!"

Sie sah ihn immer von unten herauf an. Ein kleines Lächeln lag wie ein Sonnenstrahl auf ihrem blassen Gesicht. Während Rothauer an der Basarpost gebrandschatzt worden war, hatte sie sich in der Garderobe schnell und heimlich eine neue Morphiuminjektion gemacht, — nun war alle Müdigkeit, alle Nervosität verschwunden. Frisch und jung sah sie aus, bereit zu allerlei Fröhlichkeit und Schelmereien.

‚Die müßt' man malen,' dachte Rothauer, ‚blaßgelb auf einem weißen Hintergrund. Sapperment, das wär' fein!'

Über seinen künstlerischen Eindrücken vergaß er, daß er immer noch das Autographenalbum in der Hand hielt.

„Einschreiben!" bat sie wieder.

„Ich hab' ja keinen Bleistift da!"

„Bitte!“ Hoheit ſtand neben ihm und reichte ihm einen ſilbernen Stift. Rothauer ſah den Prinzen etwas hilflos an; er war's noch nicht gewohnt, daß man ſeine Unterſchrift als etwas Köſtliches forderte. Schließlich zog er den Handſchuh der Rechten aus, wobei ſich eine mächtige, dickgeäderte Tatze enthüllte, der man die bäuerliche Herkunft anmerkte.

„Anton Rothauer, Kunſtmaler,“ ſchrieb er langſam mit einer großzügigen Schrift. Sah's an und lachte.

„Kunſtmaler, wiſſen S', des is ſo a ſchön's Münchener Wort, daß d' Leut' einen net für an Anſtreicher halt'n!“

Sie dankte und war ſehr vergnügt. Er war es auch, denn unter all ſeiner wirklichen und ſeiner angeſchminkten Naturburſchenhaftigkeit ſaß die Eitelkeit und freute ſich, wenn ſie gefüttert wurde.

Von neun Uhr an tanzte man. Saranoff und Tilde, die ſehr viel miteinander tanzten, wurden eifrig beſprochen. Das Lächeln Mama Merks wurde immer ſieghafter, denn immer lauter tönten um ſie her die ſilbernen Glocken des Neides.

Tilde nahm huldvolle Prinzeſſinnenallüren an, wenn andre Tänzer ſie um einen Walzer oder eine Polka baten; ſie hatte das Gefühl, daß ſie heute Gnaden vergab, keine Tänze. Mit Rothauer tanzte ſie nur einmal; als er ein zweites Mal kam, lehnte ſie ein wenig ſpöttiſch ab: „Bin ſchon von Herrn Saranoff engagiert!“

Rothauer dachte: ‚Hopla!‘ und zog ſich mit einer ſtummen Verbeugung zurück.

Franziska tanzte viel weniger als die Schweſter.

Sie hatte keinen erklärten Verehrer; die jungen Männer, die ſie holten, taten es teils aus Höflichkeit, weil ſie immer mit ihr tanzten, oder auch, weil ſie eine gute Tänzerin war. Irgendein wärmeres Gefühl gab und erweckte ihr keiner. Sie behielt auch während des Tanzes ihren abweſenden Geſichtsausdruck bei, obgleich ſie immer lächelte und ſich Mühe gab, nicht einſilbig zu ſein. Wenn Mama Merk von der ſchönen, lebenſprühenden Tilde weg auf dieſe Tochter blickte, wurde ihr Antlitz ernſt, und ein Seufzer hob ihre Bruſt.

Kurz nach Mitternacht fuhren die Merks heim. „Nach zwölf Uhr iſt keine Tanzerei mehr fein," hatte Frau von Merk ein für allemal erklärt, als ſie begann, ihre Töchter in die Welt zu führen. Da gab's keine Widerrede. Die Mädchen ſchlüpften alſo in ihre Abendmäntel aus rotem Tuch und ſtiegen in die Droſchke, obwohl Tilde gern bis zum Morgengrauen in Saranoffs Arm weitergewalzt hätte. Noch am Kutſchenſchlag küßte er ihr feurig die Hand.

Der Wagen rollte dahin über das Pflaſter der Türken- und das Aſphalt der Schellingſtraße, nach Schwabing zu, wo die Merks in einer der neuen Straßen wohnten.

Die drei Frauen wechſelten kaum ein Wort. Tilde lehnte heiß, müde und glückſelig in der einen Ecke; ſie hatte das Fenſter herabgelaſſen, trotzdem draußen eine neblige Novemberkälte ſtand. Die Mutter lehnte nachdenklich neben ihr, nachdenklich und ſtolz zugleich. Ja, ſie hatte wahrhaftig Glück mit ihren Kindern, den ſchönen Töchtern, die ſich ganz von ſelbſt glänzend verheirateten. Erſt ihr Augapfel Olga mit dem reichen

Hertling, nun Tilde mit dem jedenfalls noch viel reicheren Saranoff; blieb nur noch Franzi. ... Ja, wenn Franzi auf die Mama gehört und gefolgt hätte! Eine Sommererinnerung ſtieg in Frau von Merk auf ...

Sie war mit Franzi allein in Igls geweſen; die ſchöne Tilde, die ſie nur in den Schatten ſtellen konnte, hatte ſie mit Hertlings nach Partenkirchen geſchickt. Mit Tilde brauchte man ſich auch nicht zu übereilen, aber Franzi, die nichts beſaß als ihre Jugend, Franzi mußte man früh verheiraten, wenn ſie wirklich eine gute Partie machen ſollte. Das Glück ſchien den Plänen der ſorglichen Mutter hold: kaum war man in Igls, ſo lernte man auch gleich Doktor Benedikt aus Jena kennen, einen Dozenten der Nationalökonomie, der ſich bereits jungen Ruhm erworben hatte und täglich eines Rufes als Profeſſor gewärtig ſein konnte. Ein Kröſus war er wahrſcheinlich nicht, aber wer wochenlang im „Igler Hof" wohnte, mußte mehr als ſein bloßes Auskommen haben. Und mit Franzi konnte man ſich auch gar nicht auf eine glänzende Heirat verſteifen; wenig hübſch und ernſthaft wie ſie war, paßte ſie eigentlich recht gut zur Frau eines Gelehrten. Doktor Benedikt legte zwar kein außergewöhnliches Intereſſe für ſie an den Tag, aber das wäre kein Hindernis geweſen. Frau von Merk erinnerte ſich, daß auch der ſelige Direktor ſie nicht als verliebter Schäfer umworben, aber ſie hatte eine kluge, eine ſehr kluge Mutter gehabt, die ihn eben einfach eines Tages unter Tränen der Rührung als Schwiegerſohn ans Herz ſchloß. ... Frau von Merk wäre gern eine ebenſo kluge Mutter geweſen, aber Franzi ſchien es gerade darauf angelegt zu haben, dem

Doktor Benedikt zu mißfallen. Sie war so ungeschickt, so einsilbig, so verlegen in seiner Gegenwart, daß sie wie ein kleines Gänschen wirkte, was sie doch keineswegs war. Je mehr die Mama mahnte, predigte, zankte, um so scheuer und unfreundlicher wurde sie, bis er schließlich eines Morgens abgereist war. Dann freilich mochte ihr Benehmen sie reuen, denn mehr als einmal sah Frau von Merk, daß die Tochter heimlich weinte. Aber nun war's zu spät. Arme Franzi! Es konnte einem leid tun, daß sie so wenig verstand, Männern zu gefallen.

Wie in einem Gefühl des Mitleids suchte Frau von Merk im Dunkel des Wagens nach Franzis Hand. Schmal, etwas knochig war die Mädchenhand, die sie faßte; stark und schnell schlug der Puls an dem dünnen Gelenk. Hand in Hand fuhren Mutter und Tochter so durch die Nacht und spürten doch nicht, daß ihre Gedanken zu demselben Ziel liefen, wenn auch auf verschiedenen, ach! so verschiedenen Wegen.

Frau Marie Cholevius kam erst gegen Morgen müde getanzt in ihre Pension in der Maximilianstraße zurück. Sie hatte sich prächtig unterhalten und war sehr gefeiert worden, nur wußte sie nicht mehr recht, mit und von wem. Eins aber wußte sie: Anton Rothauer hatte sie gebeten, ihm zu einer Skizze zu sitzen; ihre Heimkehr nach Jena, die eigentlich für die nächste Woche festgesetzt war, würde sich also wohl ein wenig verzögern. Wenn es Tag war, mußte sie deswegen nach Hause schreiben. Wenn es Tag war ... jetzt aber griff sie mit bebender Hand nach der langen Silbernadel und dem Fläschchen mit der hellen Flüssigkeit.

Durch ihre wogenden Morphiumträume glitt, ehe ſie einſchlief, noch wie ein buntes Schiffchen ein Gedanke nach Jena: ‚Ob er wohl eiferſüchtig iſt, wenn er von der Skizze hört?‘

Es war aber nicht Profeſſor Cholevius, um den das bunte Schiffchen ihres Gedankens ſtrich.

Drittes Kapitel.

Frau von Merk ſaß an dem großen Doppelfenſter ihres Wohnzimmers und ſtickte an einem Teedeckchen. Es war eine ziemlich überflüſſige Arbeit und geſchah auch wohl nur, weil Frau von Merk noch zu jener Frauengeneration gehörte, bei der weibliche Hände eine Todſünde begingen, wenn ſie unbeſchäftigt im Schoße lagen.

Draußen lag ein rauher, trüber Frühwintertag, aber hier im Zimmer war es weich und behaglich. Durch die Glimmerfenſterchen des hohen, blauen Kachelofens leuchtete rote Glut; auf einem Tiſchchen, das Frau von Merk an einem Handgriff heranrollen konnte, blitzte ſilbernes Teezeug und lockten petits fours aus Schokolade, Ananas und Nougat. Frau von Merk erwartete ihre Tochter Olga zum Nachmittagstee, eine Beſchäftigung, die viel Zeit und Geduld erforderte, denn die Frau des Rittmeiſters Hertling war die perſonifizierte Unpünktlichkeit. Ihre Mutter ſtaunte, daß ein Militär ſich in einer mehr als achtjährigen Ehe ſeine Frau noch nicht zur Pünktlichkeit erzogen hatte.

Das Gemach, ein großes Viereck, ſtand weniger voll,

als man es ſonſt bei modernen Einrichtungen trifft. Modern war dieſe Einrichtung auch nur in den Nebenſächlichkeiten. In der Hauptſache, den Möbeln aus Nußbaumholz, ſtammte ſie aus dem Ende der ſiebziger Jahre. Direktor von Merk hatte ſie gekauft, als er heiratete, und wenn auch mancherlei hinzugekommen war, was dem Raum einen behaglich-modernen Anſtrich lieh, ſo hatte ſich doch der Charakter des Heims kaum geändert. Einen Schmuck allerdings beſaß gerade das Wohnzimmer, deſſen ſich jeder Fürſt hätte freuen können: an der einen Längswand hing in dunklem Rahmen ein lebensgroßes Frauenporträt, ein echter Lenbach. Es ſtellte die älteſte Tochter, Olga Hertling, als Mädchen dar und war, wie ſein Original, der Stolz der Familie. Denn man hatte dies Bild nicht etwa beſtellt und bezahlt, wozu die Mittel auch nicht gereicht hätten, ſondern der Meiſter hatte das junge Mädchen bei einem Künſtlerfeſt erblickt und war ſo entzückt von ihren Farben, daß er ſie bat, ihm zu einem Bild zu ſitzen. Von dem Tag gehörte Olga von Merk offiziell zu den Schönheiten Münchens, die bei keiner künſtleriſchen oder feſtlichen Veranſtaltung fehlen durften. Es gab zwar Frauen, die meinten, daß ſie den leuchtenden Raupenhelm ihrer rötlichen Haare ebenſo ſanft nachfärbe wie ihre mattweiße Haut, und es gab andere, die fanden, daß ſie mit ihrer kurzen, gebogenen Naſe, ihrem großen Mund und ihren runden Augen eigentlich ein dummes Vogelgeſicht habe und ſehr ihrem verſtorbenen Vater glich, der, rothaarig, auch wie ein Vogel ausgeſehen hätte, allerdings wie ein geſcheiter. Was man aber auch gegen Olga ſagen mochte — Len-

bach hatte ſie gemalt. Und wenn ſie mit ihren ſchimmernden Farben und ihrer üppigen Figur auf der Straße erſchien, wirkte ſie ſo auffallend, daß jeder ihr nachſah, ohne zu überlegen weshalb.

Die Uhr der Urſulakirche ſchlug zweieinhalb Uhr; um vier Uhr wollte Olga kommen, alſo würde ſie gegen fünf Uhr da ſein. Frau von Merk, die eben ihr Mittagsſchläfchen beendet hatte, gedachte daher noch eine Stunde lang zu ſticken und dann im Dämmer, zwiſchen Ärger und Ungeduld, auf ihr Herzenskind Olga zu warten. Sie liebte dieſe Tochter mehr als die andern, nicht nur, weil ſie ſich ſtets am beſten mit ihr verſtanden hatte, ſondern auch, weil bis jetzt keine ſo viel Glanz und Neid ins Haus getragen hatte wie dieſe.

Es läutete an der Haustür; die Poſt. Das Stubenmädchen klopfte an und brachte auf einem Lackbrettchen etliche Briefe. Frau von Merk überlas ſchnell die Adreſſen: „Der hier iſt für Fräulein Tilde, bringen Sie ihn ihr.“

„Fräulein Tilde und Fräulein Franzi ſind ausgegangen; ich glaub', die Fräuleins ſind nachher zu einem Tee eing'laden, weil ſ' die weiß'n Seidenbluſen anhaben!“

Frau von Merk nickte zerſtreut; wer konnte all dieſe Jours und Tees im Kopf behalten.

„Legen Sie alſo den Brief auf Fräulein Tildes Schreibtiſch,“ ſagte ſie und griff nach einem Umſchlag, der ſie ſchon die ganze Zeit beſchäftigte. Weißes, dickes Büttenpapier, eine kribbelige Schrift, eine Reichsmarke ...

Mit einer Spannung der Neugier erbrach ſie den

Brief, ſetzte ſich ihren Zwicker zurecht und las. Schon bei den erſten Zeilen quoll ihr vor Überraſchung ein Blutſtrom ins Geſicht. Sie traute ihren Augen nicht, las weiter. Ihr Geſicht wurde immer röter, ein paarmal ließ ſie das Blatt ſinken, als könnte ſie das Geleſene nicht faſſen. Sie eilte zur Glocke und läutete das Stubenmädchen herbei. „Fräulein Franzi möchte doch gleich zu mir kommen!“

„Aber die Fräuleins ſind ja ausgegangen!“

Im Sturm der letzten Minuten hatte Frau von Merk das vergeſſen. Sie war außer ſich, daß ſie jetzt, gerade jetzt allein bleiben ſollte mit der großen Nachricht. Kaum hatte das Mädchen das Zimmer verlaſſen, ſo eilte ſie ans Telephon.

„Olga, du mußt gleich kommen, gleich! Ich habe dir etwas ungeheuer Wichtiges zu ſagen!“

„Gleich kann ich nich, Mama; Bubi hat einen Huſtenanfall gehabt ... wir ſind in Todesangſt. Guſtav ſagt, er erſchießt ſich, wenn dem Bubi was paſſiert!“

Frau von Merks angeſpannte Nerven verloren alle Geduld.

„Der Guſtel ſoll ſich nicht verſündigen,“ ſchrie ſie ins Telephon. „Andre Kinder huſten auch einmal ... deswegen erſchießt man ſich doch nicht!“

„Mama,“ kam es vorwurfsvoll zurück, „du haſt wohl nicht verſtanden! Nicht der Guſtel huſtet, ſondern der Bubi!“

„Ach ſo!“

Unwillkürlich mußte Frau von Merk lächeln. Sie vergaß eben immer wieder, daß „Bubi“ nicht der kleine Sohn, ſondern das neue Rennpferd des Rittmeiſters

war, das in Riem, Baden-Baden und Iffezheim laufen ſollte.

„Wir erwarten jeden Augenblick den Arzt. Sobald er da war, komm' ich!"

Eine halbe Stunde ſpäter erhielt Frau von Merk die beruhigende Mitteilung, daß der Rittmeiſter vorläufig ſeiner Familie erhalten blieb, da der Arzt Bubis Zuſtand für ungefährlich erklärte.

„Schlag Vier bin ich bei dir, liebſte Mama! Ich nehme ein Auto, damit ich ganz pünktlich bin!"

Es war aber faſt fünf Uhr, als ſie ins Zimmer trat.

„Was für ein aufregender Tag! Ich ſage dir, Guſtav war wie ein Raſender —"

Frau von Merk drückte Olga in einen Lehnſeſſel, der am Fenſter ſtand. „Olga, denke dir, Doktor Benedikt hat ſoeben um Franzi angehalten!"

Eine Sekunde lang war Olga ſprachlos vor Überraſchung. „Mama, iſt es möglich? Solch ein Glück!"

„Ja, ja, Olgerl! Da, lies ſeinen Brief!"

„Er iſt nicht ſelber hier?"

„Nein, aber er kommt, ſobald er mein Jawort hat."

„Was ſagt denn die Franzi dazu? Hoffentlich macht die doch keine Dummheiten?"

„Die Mädchen ſind ja gar nicht zu Haus ... ſie weiß noch gar nichts. Darum hab' ich dich ja gleich antelephoniert. Ich hätt's allein nimmer ausgehalten!"

„O Mammerl, es iſt ja auch zu ſchön! Gott ſei Dank, daß wir die Sorge los ſind! Jetzt zeig' aber mal den Brief!"

Frau von Merk drehte das elektriſche Licht auf, Olga ſetzte ſich behaglich zurecht und las. Las mit einer

wichtigen Miene, als handelte es ſich um die Dechiffrierung eines geheimen Aktenſtückes. Olga tat alles, was ſie tat, wichtig, denn ſie hielt ſich für eine bedeutende Frau. Der Erfolg ſprach ja für ſie: Lenbach hatte ſie gemalt, ein reicher Mann hatte ſie geheiratet. Außerdem war ſie gewandt in der Konverſation und ſpürte immer Schlagworte auf; es war ihr alſo nicht ſchwer geworden, ſich innerhalb der Familie eine nachdrückliche Stellung zu verſchaffen. Die Schweſtern verſuchten zwar mitunter ein wenig Auflehnung, Tilde mokierte ſich nicht ungern, wenn Olga Plattheiten mit großer Prätenſion vortrug. Aber immer blieb ſie die Älteſte und die verheiratete Frau. Dem Rittmeiſter, der nicht über den Rennſtall hinausſah, imponierte ſeine Frau, die über alles redete, ſehr, und die Mutter blendete ihr Lebenserfolg.

Sie legte den Brief aus Jena beiſeite.

„Ein entzückender Brief! Man merkt eben gleich die geiſtige Elite!“

Und ſie las laut, als ob die Mutter das Schreiben nicht ſchon Wort für Wort gekannt hätte:

„Hochverehrte gnädige Frau!

Wenn Sie die Unterſchrift dieſes Briefes ſehen, werden Sie ziemlich erſtaunt ſein, daß ich mir geſtatte, an Sie zu ſchreiben. Ihr Erſtaunen wird wahrſcheinlich noch wachſen, wenn Sie eine Bitte vernehmen, auf die nichts während der kurzen Sommerwochen hindeutete, die ich in Ihrer Geſellſchaft in Igls verleben durfte. Erlaſſen Sie es mir, gnädige Frau, Ihnen auseinanderzuſetzen, warum ich erſt heute mit der größten Bitte vor Sie hintrete, die man an eine

Mutter richten kann. Ohne weitere Umſchweife: ich bitte um Fräulein Franziskas Hand.

Sie werden, gnädige Frau, von einem Manne in meinen Jahren und in meiner Stellung nicht erwarten, daß er in der Sprache eines Romeo von dem geliebten Mädchen ſpricht. Ich kann Ihnen nur ganz einfach ſagen: ich habe Fräulein Franziska ſeit dem Sommer nicht mehr vergeſſen können und habe nach langer, reiflicher Prüfung erkannt, daß ſie die rechte Lebensgefährtin für mich iſt. Ob ich auch für ſie der Rechte bin, das, gnädige Frau, wage ich wohl zu hoffen, aber die Entſcheidung darüber ſteht bei Ihnen und bei Fräulein Franziska. Wenn dieſe Entſcheidung günſtig für mich lautet, ſo genügt ein kurzes Telegramm, und ich eile, mir perſönlich das Jawort zu holen und auch alle jene Aufklärungen zu geben, die Romeo jedenfalls als allzu proſaiſch verworfen hätte, die aber eine Mutter von einem künftigen Familienmitglied mit Fug und Recht verlangen darf. Geſtatten Sie mir nur, Ihnen ſchon heute in aller Kürze zu ſagen, daß ſowohl mein kleines Vermögen wie Kollegiengelder und Honorare hinlänglich die Bedürfniſſe eines beſcheidenen, aber wohlſituierten Hausſtandes ſichern, und daß alſo für mich die finanziellen Verhältniſſe meiner künftigen Frau gar nicht in Frage kommen. Wenn Fräulein Franziska mich will, wenn Sie, gnädige Frau, Ihren Segen dazu geben, iſt für mich alles andere Nebenſache.

Sollten meine Hoffnungen keine Erfüllung finden, ſo brauchen Sie dieſen Brief gar nicht zu beantworten, ja, ich bitte Sie ſogar, gnädige Frau, ſich und mir die in ſolchen Fällen übliche ehrenvolle Ablehnung zu

erſparen. Immer aber, wie Sie auch entſcheiden mögen, bleibt Ihnen in Verehrung und Wertſchätzung ergeben

Karl Benedikt."

„Tadellos!" ſagte Olga mit Kennermiene. „Der Mann gefällt mir, ſchon eh' ich ihn kenne! Franzi kann wirklich von Glück ſagen."

„Ja, nicht wahr? Und wie nobel er über den Geldpunkt denkt!"

„Tadellos!" wiederholte Olga und überlegte im ſtillen eine ganz perſönliche, für ſie ſehr wichtige Angelegenheit. Sie war in beſtändigen Schwierigkeiten mit ihren Toilettenrechnungen, und faſt jeden Monat gab es Szenen zu Hauſe. Das Ehepaar lebte aber trotzdem ſehr glücklich, und wenn ſie genug über ihren Ruin geſtritten hatten, ging der Rittmeiſter auf die Bank und holte Geld, und ſeine Frau begab ſich zu dem gleichen Zweck zu ihrer Mutter. Frau von Merk war nicht gerade entzückt von ſolchen Anleihen, aber ſie hielt es für ihre Pflicht, immer auszuhelfen. Der Rennſtall koſtete viel, trotz mancher Preiſe, die die Hertlingſchen Gäule errangen; Olga hielt neben einer perfekten Köchin und einem Hausmädchen auch eine Jungfer und eine franzöſiſche Bonne für den ſiebenjährigen Erik und die vierjährige Madlon und beſtellte Toiletten nur bei erſten Firmen, ohne beſonders nach dem Preis zu fragen.

In Olgas Gedanken hinein ſagte die Mutter: „Sie wird gut verſorgt ſein, denk' ich! Wie du freilich wird ſie's nicht haben!"

„Ach, Mama, das Glück liegt wirklich nicht im Geld, das darfſt du mir glauben," entgegnete Olga nach-

denklich. „Und Franzi und ich ſind ja auch ſehr verſchieden ..."

„Ja, ſehr verſchieden!"

„Ich denke, daß ſie ſehr gut paßt als Frau für einen Gelehrten. Sie wird ſo eine ruhige, gelaſſene Stimmung um ihn breiten, und er wird ſie heranziehen auf ſeine Höhe, ſie bilden, bis ſie eben auch zur geiſtigen Elite gehört."

Dann ſtieg ſie etwas aus ihrer Höhe herab und wurde menſchlicher.

„O, Mama, wie werden ſich die Leute ärgern!"

Frau von Merks Geſicht glänzte. „Nicht wahr? Es iſt doch immerhin eine vornehme Partie —"

„Geiſtige Elite!"

„Und wenn erſt Tilde an die Reihe kommt! Für die fällt ja ein Stern vom Himmel!"

„Hat er ſich denn noch immer nicht erklärt?"

„Nein. ... Er iſt ja auch noch ſehr jung, ſtudiert noch. Es eilt ja gar nicht, hauptſächlich jetzt nicht. Eine Doppelverlobung möchte ich gar nicht. Da ſchadet eine der andern in der Wirkung. Erſt wollen wir mal Franzi verheiraten. Dann mag der Knalleffekt mit Saranoff folgen!"

Es war für Frau von Merk eine Luſt, mit ihrer Älteſten Zukunftspläne zu ſpinnen, denn Olga beſaß einen beneidenswerten Optimismus, für den es keine Schwierigkeiten, keine Hinderniſſe, keine nüchternen Bedenken gab. Was ſie wünſchte, das war für ſie ſchon ſo gut wie vorhanden. Sie verſtand es meiſterhaft, alles in günſtigem Sinn zu deuten und zurechtzulegen.

„Weißt du, Mama, wie ſie uns um Saranoff beneiden, das merkt man am beſten aus all den Stichereien, die ſie einem verſetzen.“ Sie erzählte mehrere kleine Epiſoden, die ſich um Tilde und Saranoff drehten. Sie berichtete nicht immer ganz wahrheitsgetreu, ließ da ein bißchen weg, ſchmückte dort ein wenig aus, pointierte Anzüglichkeiten und Abfuhr ſchärfer, als ſie in Wirklichkeit ausgeſehen hatten, aber aus jeder einzelnen war klar zu erkennen, daß Saranoff vielfach auf Mißtrauen ſtieß. „Nur der Neid, Kind! Sie gönnen's uns nicht! Es wurmt ſie zu ſehr, daß nun die zweite von euch ſolch ein Glück haben ſoll!“

So vertieft waren ſie in ihre Geſpräche geweſen, daß keine von ihnen daran gedacht hatte, das Tiſchchen mit den petits fours herbeizuziehen und Tee zu machen. Erſt als die Uhr halb Sieben ſchlug, fuhr Frau von Merk zuſammen. „Olgerl, du haſt ja gar keinen Tee!“

„Das tut ja nichts, Mama, ich hab' keinen Hunger.“

Aber Frau von Merk hatte ſchon die Spiritusflamme entzündet und nötigte der Tochter einſtweilen, bis der Tee fertig war, Süßigkeiten auf. Und als erſt der dichte Rauch von dem braunen Trank aufſtieg, verſanken ſie aufs neue in ihre beſeligenden Phantaſtereien.

Um halb Acht ſtand Olga auf.

„Ich wollte eigentlich die Mädchen abwarten, aber ſie bleiben mir zu lang aus! Wo ſind ſie denn?“

„Ich glaube bei Miniſterialrat von Stein. Die haben Samstags Jour ...“

„Gelt, da verkehrt auch Saranoff?“

„Ja, ja!“

„Na alsdann ... Lad' ihn doch öfters ein, Mama,

sans façon, familiär. Gerade ſo fremde, junge Leute haben das gern!"

„Ich lade ihn ja ab und zu ein. Zu oft mag ich nicht, das ſieht ſonſt ſo aus, als ob ..."

Im Grunde war Frau von Merk ungaſtlich. Sie beſchränkte ihre Geſelligkeit aufs äußerſte, gab einige Pflichtdiners und wohl auch einmal eine Tanzerei, aber ſie fand an Einladungen oder Jours gar kein Vergnügen. Die Handvoll Menſchen, die ſie in ihrer Fünfzimmerwohnung hätte zuſammenladen können, waren kein Publikum, keine Öffentlichkeit, wie ſie ſolche liebte.

Beim Abſchiedskuß zog Olga mit plötzlichem Entſchluß das Fazit ihrer perſönlichen Erwägungen. „Mama, kannſt du mir nicht zweihundert Mark geben? Oberhummer hat mir heute eine Rechnung geſchickt — impertinent! Ich geb' dir's gleich nach dem Erſten wieder — ich brauch' es nur für die allernötigſten Ausgaben."

Frau von Merk war heute in Gebelaune. Sie händigte Olga vier blaue Scheine ein. „Da, mein Herzenskind! Mach dich nur immer recht ſchön! Das bißchen Jugend iſt ohnehin ſo ſchnell herum."

„Gelt?! Und Franzi brauchen wir ja keine Mitgift zu geben! Gott, Mama, was ſind wir eigentlich für angenehme Töchter! Wir heiraten alle nur mit einer Ausſteuer, ohne Bargeld. Du kannſt wahrhaftig von Glück ſagen!"

Sie lachte, und Frau von Merk lachte mit. „Tu' ich auch! Ich gehöre zu den Leuten, die erkennen, daß ſie Glück haben, und die es zu ſchätzen wiſſen."

Die Frauen küßten sich noch einmal.

„Grüße die Mädchen, besonders die künftige Frau Professor!“

Viertes Kapitel.

Beim Ministerialrat von Stein dauerten die Jours meist bis gegen halb neun Uhr. Frau von Merk blieb also nach Olgas Abgang noch etwa eine Stunde allein. Sie hatte Zeit, allerlei zu bedenken, was ihr vorhin gar nicht durch den Sinn gegangen war. Und dabei kam mit schreckhafter Plötzlichkeit ein Gedanke angesprungen, der ihr in all dieser freudigen Erregung noch nicht gekommen war: ‚Ob Franzi ihn wohl will?‘

Es wurde ihr ganz heiß, als sie sich die Frage stellte. Ganz fremd, ganz ratlos stand sie ihr gegenüber, denn derlei war bisher nie Gegenstand einer Erörterung zwischen Mutter und Töchtern gewesen. Einen vorteilhaften Antrag nahm man an, das hatte sich, ohne alle Worte, ganz von selbst verstanden; von persönlichen Gefühlen, Neigung oder Abneigung war nie die Rede gewesen. Olga hatte ganz selbstverständlich ihren Rittmeister genommen, und die Mutter hatte nie gefragt, ob sie ihn liebe. Und Tilde würde Saranoff mit der gleichen Selbstverständlichkeit nehmen, und auch bei ihr hatte die Mutter nicht gefragt, was das Herz dazu sagen mochte. Olga und Tilde waren aber eben auch Töchter, die der Mutter auffallend glichen, vor allem in ihrem Hang, bewundert und beneidet zu werden, während Franzi, obschon sie ein gutes und gehor-

sames Kind war, doch in gewissem Sinn ihre eigenen Wege ging.

Nie hatte es Unfrieden bei den Merks gegeben, nie! Das harmonische Verhältnis zwischen Mutter und Töchtern war stets bemerkt und anerkannt worden. Frau von Merk zitterte bei der Vorstellung, daß hier, zum erstenmal, ein Konflikt sich auftun könnte zwischen ihr und einem ihrer Kinder. Was war zu tun, wenn es so weit kam? Das Mädchen überreden oder zwingen? — Überreden? Franzi gehörte nicht zu denen, die man überredet, die langsam, im Lauf von Stunden, Tagen die eigene Meinung abbröckeln und sich dafür eine andre aufdrängen lassen; Franzi war schon als Kind eigensinnig gewesen, eigensinnig und still — „wie ein Maultier" hatte Mama die Kleine oft gescholten. Sie zwingen? Frau von Merk konnte sich so etwas überhaupt nicht vorstellen. Oder den Antrag Doktor Benedikts ablehnen?

‚Nein, nein!' rief es in ihr, ‚das könnt' ich als Mutter gar nicht verantworten! Hätt' ich nur vorhin mit der Olga darüber gesprochen! Die Olga ist so gescheit ... die hat ja auch gleich gesagt: Wenn die Franzi nur keine Dummheiten macht!'

Bis jetzt war sie langsam im Zimmer hin und her gegangen, nun mußte sie sich setzen. Sie fühlte, daß ihre Kniee wankten. Sie begann nachzugrübeln, rief sich die Tage von Igls ins Gedächtnis, so gut sie konnte. Wie ein verliebtes Mädchen war Franzi da nicht gewesen, o nein! Unfreundlich ... wortkarg ... ohne jede Spur von Koketterie oder Entgegenkommen. Eigentlich so, als ob sie den Doktor Benedikt nicht recht

leiden könnte. Später freilich, als er fort war, hatte Frau von Merk öfters Tränenspuren auf den Wangen der Tochter gesehen. ... Vielleicht hatte sie da bereut, daß sie ihm nicht freundlicher begegnet war. Vielleicht war sie darum recht froh, daß er jetzt doch um sie warb. ... Vielleicht ...

Frau von Merk las noch einmal den Brief. Mein Gott, es war doch eigentlich gar nicht möglich, daß die Franzi nein sagen würde. Wenn ein Mann wie Doktor Benedikt so herzlich schrieb! Es war ja wie ein Glück, das vom Himmel fiel!

‚Das Mädel müßt' ja närrisch sein, wenn sie unserm Herrgott nicht auf den Knieen dankt!'

Die Töchter kamen nach Hause. Sie sahen hübsch aus in ihren weißen Spitzenblusen mit den Goldgürteln und den großen, schwarzen Federhüten. Tilde trat zuerst ins Zimmer, lachend, strahlend.

„Mama, himmlisch war's! Eine Menge Leut' waren da! Und g'schaut und g'wispert haben sie, wie wir gekommen sind. ... Und Saranoff läßt dir die Hand küssen und fragen, ob er uns Sonntag mit dem Autel abholen darf nach Tutzing."

Frau von Merk hörte kaum, was sie schwatzte. Ihr Blick suchte Franzi, die eben die langen Handschuhe aufknöpfte.

„Lieb's Tilderl, geh jetzt in dein Zimmer, ja? Nachher kannst mir alles erzählen, aber jetzt ... jetzt muß ich mit der Franzi allein reden!"

Tilde stand eine Sekunde lang mit offenem Munde. Sie konnte gar nicht verstehen, daß Mama irgend etwas anderes, Wichtigeres im Kopf haben sollte als sie und

Saranoff. Da sah sie, daß Mama die Hand feierlich auf einen Brief preßte. ‚O je!‘ dachte sie, lächelte und verschwand.

Frau von Merk und Franzi waren allein. Eine Sekunde des Schweigens.

„Kind, setz dich hierher! Ich habe mit dir zu reden!“ Frau von Merks Stimme zitterte vor Aufregung. Sie wies auf den Stuhl, in dem vorhin Olga gesessen hatte.

Erstaunt ließ sich Franzi nieder. So merkwürdig hatte sie Mama noch nie gesehen, so feierlich und zugleich so nervös.

Frau von Merk strich liebkosend über das wilde, dunkle Haar der Tochter.

„Franzel, eine Neuigkeit, die dich sicher ebenso überraschen wird wie mich ... und hoffentlich ebenso freuen. ... Doktor Benedikt aus Jena hält bei mir um dich an ...“

Wieder war es ganz still. Angstvoll hingen die fragenden Augen der Mutter an dem Gesicht der Tochter. Franzi saß steil und steif, ganz blaß, mit weit aufgerissenen Augen. Die Hände hielt sie in einer unwillkürlichen Bewegung vor die Brust gepreßt. Sie starrte die Mutter an, als hätte sie nicht recht verstanden; ihre Lippen begannen zu zittern, wie von Weinen oder Lachen.

„Nun, Franzi, sag doch ein Wort! So ein Antrag ist doch keine Kleinigkeit.“

Kein Wort, nur ein leiser, unartikulierter Laut kam aus ihrem Munde. Sie griff nach der Hand der Mutter, preßte sie, ohne es zu wissen, wie in einem Schraubstock. Das Zittern der Lippen lief jetzt über das ganze

Gesicht. Mit einer plötzlichen Bewegung sank das große Mädchen vom Stuhl herab, auf die Kniee vor die Mutter, wühlte den Kopf in deren Schoß und schluchzte. Schluchzte so leidenschaftlich, daß Frau von Merk zwischen Staunen und Schreck auf den dunklen Kopf niederblickte. War das wirklich Franzi, ihre stille, verschlossene Franzi? Sie beugte sich zu der Weinenden nieder.

„Aber, Mädel, sag doch etwas! Sprich doch ein Wort! Was ist denn mit dir?"

Da hob Franzi das Haupt und zeigte der Mutter ein verweintes, tränenüberströmtes Antlitz. Aber durch die Tränen leuchtete die Sonne eines großen Glückes.

„Mama, ich kann's ja gar nicht glauben. Ich hab' ihn ja so lieb ... immer schon gehabt ... damals schon ... in Igls ..."

Sie war so rührend in ihrem durchsonnten Tränenschleier, daß auch Frau von Merks Augen feucht wurden. Sie hob die Tochter auf und küßte sie.

„Mein liebes, gutes Kind! ... Und gleich morgen früh wollen wir ihm telegraphieren!" —

Einen so fröhlichen, glückseligen Abend hatten die Merks lange nicht erlebt, eigentlich nicht mehr seit Olgas Verlobung, und damals waren die Schwestern noch zu klein gewesen, um alles zu begreifen. Heute aber kamen Mutter und Töchter aus dem Lachen und Scherzen und Erzählen gar nicht heraus. Franzi, die Scheue, Schweigsame, war wie umgewandelt. Ihre Wangen waren rot, ihre Augen leuchteten, und sie schwatzte unaufhörlich, schwatzte aus jenem Glücksrausch heraus, der die Schweigsamen redselig macht und die

Redſeligen ſtumm. Faſt jeder Satz, den ſie ſprach, fing an: „Damals, in Igls ...“ und endete mit einem tiefen Aufatmen.

„Haſt du denn gar nie eine Ahnung davon gehabt, Franzel?“

„Nie ... gar nie ... oder doch, einmal ... damals auf dem Baſar, wie die hübſche Profeſſorsfrau aus Jena plötzlich ſeinen Namen genannt hat, da iſt's durch mich gefahren.... O, nicht daß ich gedacht hätt', daß er an mich denkt! Aber ... aber ... ich hab's ſo wie ein Zeichen genommen. Ich hab' mir gedacht: Es hat ſicher eine beſondere Bedeutung, daß jetzt, nach Monaten, auf dem Gewirr des Baſars eine ganz fremde Frau mir von ihm ſpricht ... das hat eine Bedeutung, die ich nur jetzt noch nicht verſtehe.... Aber das kann noch nicht alles ſein, daß ſie nur ſeinen Namen nennt ... da muß noch etwas nachkommen. Seht ihr, und es iſt auch gekommen ...“

Die andern verſtanden ſie nicht recht.

„Ja, ja, Franzel,“ ſagte Tilde, „das wiſſen wir ſchon, daß du ein biſſel abergläubiſch biſt.“

„Laßt mich doch! Mein Aberglaube hat mir geholfen!“

Beim Abendbrot aß ſie, ſonſt eine ſehr mäßige Eſſerin, gedankenlos alles hinein, ließ ſich von Mama, die ebenfalls gedankenlos war, immer wieder vorlegen, bis Tilde ihr lachend den Teller entzog: „Aber, Mama, die Franzel weiß ja ſchon gar nimmer, was ſie ißt! Du überfütterſt ſie! Morgen hat dann die Braut einen verdorbenen Magen, und ſtatt nach Jena können wir an den Arzt telegraphieren!“

Franzi lachte und ließ die Schweſter gewähren. Im Flug gingen die paar Abendſtunden vorbei. Frau von Merk traute ihren Ohren nicht, als die Glocke der Urſulakirche Mitternacht anſagte.

„Kinder, wollen wir nicht endlich ins Bett gehen? Morgen iſt auch noch ein Tag!“

Tilde war andrer Anſicht: „Geh, Mammerl, bleiben wir noch ein biſſel da! Es iſt ſo nett heut! Und ſo jung kommen wir nimmer zuſammen!“

Franzi aber ſtand auf. Seit einer halben Stunde etwa war ſie ſtill und müde geworden; ſie ſehnte ſich, allein zu ſein in ihrem Zimmer, das ſo oft ihre heimlichen Tränen geſehen, ihre verſchwiegenen Wünſche und Grüße vernommen hatte.

„Ich muß ſchlafen gehen, Mama, ich fall' ſonſt um!“

Sie küßte die Mutter zärtlich, reichte Tilde die Hand, die dieſe lachend ſchüttelte: „Laß dir was Schönes von Jena träumen, Frau Doktor!“

Sie ſah der Schweſter mit ſeltſamem Ausdruck nach.

„Komiſch eigentlich, daß man um einen ſimplen Dozenten oder Profeſſor ſo einen Trara macht, meinſt du nicht auch, Mama?“

„Wieſo?“

„Na, daß man ſo ſchrecklich verliebt iſt in ſo ein gelehrtes Haus und ſo glückſelig, daß er um einen wirbt.“

„Du weißt doch, wie Franzi iſt! Sie hat ſo wenig von euch und mir. Sie ſchlägt viel mehr in Vaters Familie; da gab's ſo ernſte, ſtille Menſchen, die man eigentlich nie recht begriff.“

„Alſo mein Geſchmack wär' ein Herr aus Jena nicht!“

„Ja du, Tilde, du ..."

Eine grenzenloſe, unausgeſprochene Bewunderung lag in dieſen Worten.

„Komiſch, daß er ſo lang gebraucht hat, bis er ſich endlich erklärt! Das hätt' er doch eigentlich in Ygls tun können ..."

„Ach, Kind! Männer ſind in ſolchen Sachen unberechenbar. Wer kann ſagen, was die erſt alles erwägen, ehe ſie ſich entſchließen."

Franzi war indes wie eine Schlafwandelnde in ihr Zimmer gelangt. Wie im Halbſchlaf entkleidete ſie ſich und legte ſich zu Bett. Sie ſchlief gleich ein, feſt, traumlos, beklemmend tief, wie man nach ſtarken Nervenanſpannungen ſchläft. Nach einer Stunde wachte ſie indes ſchon wieder auf und ſtaunte, daß nicht Nacht ſie umfing, ſondern die Kerze auf dem Nachttiſchchen noch brannte. Sie hatte offenbar vergeſſen ſie auszulöſchen.

Sie verſchränkte die Arme unterm Kopf und lag in herrlichem uferloſen Dämmern, durch das zuweilen nur ein jauchzender Blitzſtrahl zuckte: ‚Er iſt mein! ...'

Sehnſüchtig ſtreckte ſie die Hände ins Zimmer hinein.

‚Ach du, du! Was hab' ich um dich gelitten in all der Zeit! Und mich nach dir geſehnt ... und mich nach dir gebangt. ... War das eine ſchreckliche Zeit. ... Weißt du, mir geht's wie dem Mann, der über den gefrorenen Bodenſee ritt: als er drüben war, ſtand ihm das Herz ſtill, daß er's gekonnt hatte. ... Lieber, Liebſter, es war wirklich der gefrorene Bodenſee, über den ich geritten bin. Aber mein Herz ſteht drum nicht

ſtill! Es läuft durch die Nacht hin zu dir, zu dir ... du mußt aufwachen, weil du meinſt, daß einer an dein Fenſter geklopft hat, aber es war mein Herz, das du gehört haſt, ob auch Meilen zwiſchen uns liegen ...'

Eine kindiſche Sehnſucht fiel ſie plötzlich an nach ſeinem Brief, den er an Mama geſchrieben hatte. Wie dumm, daß ſie ihn nicht mitgenommen! Sie hätte ihn nun in ſeliger Einſamkeit Wort für Wort, Silbe für Silbe leſen können und dann unters Kopfkiſſen legen, wie als kleines Mädel die Schulaufgaben, damit ſie die über Nacht nicht vergaß.

Sie lachte laut auf und ſprang aus dem Bett. Sie wollte hinüber ins Wohnzimmer, den Brief holen. Mama war gewiß noch auf und gab ihn ihr. ... Als ſie aber an der Tür ſtand und die Stimmen der beiden Frauen hörte, ſank ihr der Mut. Nein, ſie konnte, konnte nicht hineingehen und um den Brief bitten ... ſie hätte ſich geſchämt.

Lautlos ſchlüpfte ſie wieder in ihr Zimmer zurück und ſann dem Brief nach, ſoweit ſie ihn noch im Gedächtnis hatte. Sie wußte, daß *eine* Zeile darin war, die ihr etwas unverſtändlich vorkam, hinter der etwas Ausgeſchwiegenes, faſt Schmerzliches ſich zu bergen ſchien. Es war die Stelle: „Erlaſſen Sie mir, Ihnen auseinanderzuſetzen, warum ich erſt heute mit der größten Bitte an Sie herantrete ..."

Den Wortlaut wußte ſie nicht mehr, aber ſie erinnerte ſich deutlich, daß der unausgeſprochene Sinn ſie ein wenig betroffen gemacht hatte. Nur eine Sekunde, nur einen Atemzug lang — aber ſie erinnerte

ſich dennoch. Ein Hindernis war da geweſen, ehe er zu ihr kommen konnte. Ein Überwinden hatte es erſt gekoſtet. Was das wohl geweſen war?

Sie war zu müde und zu glücklich, um weiter nachzudenken. Morgen früh wollte ſie den Brief nochmal leſen, dann würde ſie's wahrſcheinlich verſtehen. Gott weiß, was ſie jetzt alles überſah oder auch hineinlegte. Und wenn ſie's nicht verſtand — binnen zweimal vierundzwanzig Stunden war er ja da, und ſie konnte ihn ſelbſt fragen ...

„O du!" ſagte ſie noch einmal leiſe, zärtlich, als ſpräche ſie zu dem Geliebten.

Dann ſchlief ſie ein.

Fünftes Kapitel.

Am übernächſten Morgen ließ ſich Doktor Benedikt bei Frau von Merk melden. Seine Unterredung mit ihr dauerte nicht lange, befriedigte aber das Herz der Mutter vollkommen. Seine wirtſchaftlichen Verhältniſſe lagen ganz klar: er bot Franzi ein behagliches, wenn auch kein reiches Auskommen.

„Wenigſtens vorläufig noch nicht, gnädige Frau! Aber es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß ſpäter, wenn ich erſt Profeſſor an einer großen Univerſität bin, mein Einkommen ſich verdoppelt, ja verdreifacht."

Auch mit ſeinen Familienverhältniſſen war Frau von Merk ſehr einverſtanden. Er ſtammte aus einer Juriſtenfamilie Mitteldeutſchlands; die Eltern waren längſt tot, die Geſchwiſter in alle Welt zerſtreut.

„Meine Frau muß mir die Familie ſein. Eine andre hab' ich nicht."

„Mein teurer Sohn, ſo darf ich Sie jetzt wohl nennen," ſprach Frau von Merk gerührt, „Franzi wird gewiß alles tun, was in ihren Kräften ſteht, um Sie glücklich zu machen. Sie iſt gut und pflichtgetreu, wenn ſie auch mitunter ein wenig verſchloſſen ſcheint und — aber das ſoll ſie Ihnen lieber ſelbſt ſagen!"

Lächelnd ſtand Frau von Merk auf, reichte Doktor Benedikt die Hand, die er küßte, und ließ ihn allein.

„Ich ſchicke ſie Ihnen," ſagte ſie an der Tür, ehe ſie ging.

Er verbeugte ſich mit dem Lächeln des glücklichen Bräutigams. Dies Lächeln blieb wie erſtarrt auf ſeinen Lippen ſtehen, bis Frau von Merk verſchwunden war. Dann ſchwand jeder Zug von Heiterkeit, und eine große Abſpannung lag auf ſeinem kantigen, blaſſen Geſicht, das ein wenig dem jungen Nietzſche glich.

Er war ans Fenſter getreten, preßte die Stirn an die Scheiben und rieb nervös ſeine Glacés. O, wenn nur alles erſt zu Ende geführt wäre, zu einem glücklichen Ende! Wenn er endlich aufwachen könnte von den fratzenhaften Träumen dieſer letzten Wochen; Träume, die ihn verfolgten, wohin er ging. Wirrniſſe, ſo quälend, ſo erbärmlich, ſo über alle Maßen qualvoll, daß er gar nicht verſtand, wie er mit heilem Kopf ſie überdauert hatte und hierher gekommen war ...

Hierher. Ein bitterer Zug trat in ſein Geſicht. Wer ihm im Sommer geſagt hätte, daß er ein halbes Jahr ſpäter hier landen würde? Gelacht hätte er und ge-

ſagt: ‚Niemals ... mir leuchten andre Sterne!‘ Aber da war die Qual gekommen, die Notwendigkeit, die Klugheit einer liſtigen Frau, die ſo viel beſſer wußte als er, der ungeſchickte Mann, wie man der Notwendigkeit begegnet, wie man Zungen zum Schweigen bringt. ... O, daß Frauen ſo verdammt klug ſein können!

Wie in einem Wirbel hatte es ihn fortgeriſſen. Zuerſt hatte er widerſtrebt, mit allen Kräften widerſtrebt ... ſchwach dann und immer ſchwächer. Der Mann mit dem Geſicht des Übermenſchen war Wachs in den Händen einer Frau. Unmöglich war es ihm zuerſt erſchienen, verbrecheriſch und lächerlich zugleich, aber die Frau hatte mit ihrer ſüßen Kinderſtimme beharrt, hatte geweint und gelacht, hatte geklagt, daß er ſie zugrunde richte, ſie alleſamt, und hatte ihm ein Paradies verſprochen, wenn er gehorchen wollte.

Nun war er hier und freite um Fräulein von Merk.

Franzi trat ein, äußerlich ſehr ruhig, aber ihre kleinen Ohren glühten purpurn und heiß, während ihre ſchmalen, etwas knochigen Hände ſich ſchneekalt in die Falten ihres Kleides krampften. An der Tür blieb ſie einen Atemzug lang ſtehen. Dann kam ſie mit langſamen, beherrſchten und dennoch hilfloſen Schritten näher.

Doktor Benedikt ſah jetzt nicht mehr abgeſpannt aus, das glückliche Bräutigamslächeln lag wieder auf ſeinem Geſicht, als er ihr übers Zimmer entgegenging.

„Liebe, liebe Franzi —“

Sie ſenkte den Kopf, fuhr mit den Händen ein

paarmal an ihrem Kleid hin und her, würgte ... ſchluchzte ... wollte etwas ſagen ... brachte aber kein Wort heraus.

Da zog er ſie in ſeine Arme und küßte ſie.

* * *

Sie führten eines jener Geſpräche, die Brautpaaren ſo wichtig und allen andern ſo nichtig ſcheinen. Sie ſprachen von ihrer Vergangenheit ... wie es war, als ſie einander noch nicht kannten ... wie ſie ſich zum erſtenmal geſehen, wann ſie's zuerſt geſpürt, daß ſie zueinander gehörten ...

Doktor Benedikt lachte und machte einen heiteren, jugendlichen Eindruck. Franzi ſagte: „Schatz, jetzt muß ich dich etwas fragen —"

„Frage nur —"

„Sag, was hat das zu bedeuten gehabt, in deinem Brief, dieſe eine Stelle ..."

„Welche meinſt du?"

Errötend zog Franzi den Brief aus der Taſche. Errötend, daß er ſo zerknittert und zerleſen war. „Ich trag' ihn immer bei mir.... Siehſt du, hier: ‚Erlaſſen Sie es mir, gnädige Frau, Ihnen auseinanderzuſetzen, warum ich erſt heute mit der größten Bitte vor Sie trete.' Ich kann mich ja täuſchen, aber ſo oft ich das leſe, hab' ich das Gefühl, als ob etwas Trauriges dahinter ſteckt. So, als ob du erſt mit peinlichen Dingen hätteſt fertig werden müſſen ..."

„Aber, Kind, welche Einbildungen!"

„Nein, nein, es iſt gewiß etwas dahinter — nur magſt du vielleicht nicht mehr davon ſprechen ..."

„Franzel, du mußt dich nicht mit törichten Ideen quälen — und mich auch nicht!"

„Ich — dich quälen? Geh, wie könnt' ich denn das?!"

Ihre Stimme klang ſo warm, daß er aufſtand und ihren Kopf zwiſchen ſeine Hände nahm.

„Liebes, dummes Mädel du!"

Sie ſah ihn mit großen, ſchwimmenden Augen an, die ſprachen: ‚Liebſter, behalte nur dein Geheimnis, wenn ich's heut noch nicht verſtehe! Ich will mir ja ſo viel Mühe geben, dich zu begreifen, daß du mir alles, alles von ſelbſt ſagſt —'

Er beugte ſich zu ihr nieder, um ihren Mund zu küſſen. Legte dabei ſeine Hand über ihre Augen, als könnte er ihren vertrauenden Blick nicht ertragen . . .

Ein andermal ſprach Franzi von dem Baſar, auf dem Frau Profeſſor Cholevius ihr zuerſt wieder Doktor Benedikts Namen genannt hatte. Und wie früher der Mutter und der Schweſter, ſo erzählte ſie heute dem Bräutigam: „Ich hab' damals gleich gewußt, daß das etwas zu bedeuten hat. Wie ein Zeichen war mir's, daß es nur ein Anfang ſei . . ."

„Ei, ei, Franzel! Myſtizismus. . . . So etwas hätt' ich hinter deiner klaren Stirn gar nicht geſucht."

Sie lachte. „Mein Gott, ich fürchte, du wirſt da noch allerlei finden, was du nicht vermuteſt. . . . Nicht wahr, du biſt ſehr befreundet mit den Cholevius'?"

„Sehr befreundet?" Seine Stimme klang gedehnt. „Ja, ich ſchätze Cholevius außerordentlich hoch. Ich hätt's in dem Neſt mitunter wirklich nicht ausgehalten, wenn er nicht geweſen wäre."

„Er iſt ſehr klug?“

„Ein Mann von einer ganz ſeltenen, univerſellen Bildung.“

„Wie hübſch das iſt: ein ſo kluger Mann und eine ſo ſchöne Frau!“

Er runzelte die Stirne. „Sie paſſen trotzdem herzlich ſchlecht zueinander.“

„Wieſo?“

„Er geht viel zu ſehr in ſeinem Beruf auf. Und ſie — nun, die Frau iſt hochgradig Morphiniſtin!“

„Ach!“

„Ja. Sie iſt von Haus aus ſchon zu Exzentrizitäten geneigt. Weißt du, ſie ſtammt aus einer ganz degenerierten Äſthetenfamilie, lauter Leute mit Talent, aber ohne eine Spur von Willen. Sie macht mitunter unglaubliche Dinge, ohne daß ſie eine Ahnung davon hat. Und ſchön iſt ſie ... du kannſt dir alſo denken, was in ſolch einer Kleinſtadt über ſie geklatſcht wird.“

„Nein, wie traurig das alles klingt! Wer hätte das gedacht, als man ſie hier auf dem Baſar ſah, ſo bildſchön, ſo gefeiert.“

„In Jena wirſt du natürlich alles Mögliche über ſie hören, aber glaube nichts davon! Es täte mir ſehr leid um Cholevius, wenn du der Frau mit Mißtrauen entgegenkämſt.“

„Ich werde gar nichts glauben, als was du mir ſagſt.“

„Das iſt auch das einzig Richtige, Franzi! Und nun laß uns von anderm reden.“

Bei der Verlobungsfeier, die im allerengſten Familienkreiſe ſtattfand, lernte Doktor Benedikt auch

das Ehepaar Hertling kennen. Olga ſpielte ſich an dieſem Abend vollkommen als die geiſtige Repräſentantin der Familie auf und ſagte bei jedem dritten Wort „ſuperior", denn dies war die neueſte Errungenſchaft ihres Sprachſchatzes. Sie fand auch gleich heraus, daß Doktor Benedikt dem jugendlichen Nietzſche glich.

„Zarathuſtra auf und nieder! Beſonders hier, dieſe koloſſalen Kanten unter den Brauen — das untrügliche Zeichen der ganz ſuperioren Menſchen!"

Der Rittmeiſter, deſſen Brauen auf einer ſpiegelglatten Stirn liefen, ſtaunte, was ſeine Frau alles wußte.

Doktor Benedikt entgegnete galant, mit einem ganz leiſen Spott in den Mundwinkeln, daß die ſchöne Frau ihn wohl nur ſo ſehe, weil

„Licht wird alles, was ich faſſe,
Kohle alles, was ich laſſe,
Flamme bin ich ſicherlich."

Sie fühlte, daß er ihr huldigen wollte, und lächelte gnädig. Doktor Benedikt merkte aber gleich, daß ſie die Verſe weder kannte noch verſtand ... Sie fühlte ſich jedoch den ganzen Abend als Mittelpunkt, und jedes Wort, das ſie an Doktor Benedikt richtete, begleitete ſie mit einem vielſagenden Augenaufſchlag.

Doktor Benedikt und der Rittmeiſter verſtanden ſich ſehr gut, und zwar trafen ſie ſich, ohne daß ſie noch ein Wort darüber gewechſelt hätten, in einem Punkt, dem ihr Männerinſtinkt ganz anders gegenüberſtand, als die Frauen. Es war der Punkt, den jeder von ihnen im ſtillen „die Sache Saranoff" nannte.

Saranoff ſchickte Tilde faſt täglich die herrlichſten

Blumen, holte die Damen im Auto zu Ausflügen ab, umgab das ſchöne Mädchen im Haus wie in der Öffentlichkeit mit einem wahren Kult von Huldigungen, — aber zu einem Antrag war es noch immer nicht gekommen. Mama, Tilde und Olga warteten trotzdem mit triumphierender Sicherheit den Augenblick ab, wo der feurige Verehrer zum Freier werden würde.

Der Rittmeiſter aber, obwohl kein Geiſtesheros, beſaß doch Menſchenverſtand genug, um zu finden, daß ſeine Schwägerin allmählich nicht mehr hofiert, ſondern kompromittiert wurde. Als Mann wie als Offizier wurde ihm die Art Saranoffs allmählich peinlich, und er hatte auch mit ſeiner Frau ſchon über den Fall geſprochen, natürlich ohne jeden Erfolg. Olga hatte ihre hübſcheſte Hochmutsmiene aufgeſetzt: „Lieber Guſtav, es laſſen ſich nicht alle Dinge der Welt mit königlich bayriſchem Militärmaß meſſen. Ein Sarmate (ſie hatte den Ausdruck ganz kürzlich erſt in der „Zukunft", im Wartezimmer ihres Zahnarztes, geleſen) hat natürlich andre Anſichten über Werbung und Verlobung als Herr Meyer oder Herr Müller."

Der Rittmeiſter war heftig geworden. „Natürlich, das iſt ſo rechte Frauenzimmerart, ſich herzuſetzen und zu warten, ob's dem Herrn gefällig iſt. Tilde kommt ins Gerede —"

„Was heißt das: ‚Gerede'? Die Leut' mißgönnen ihr halt die glänzende Partie."

„Kreuzdonnerwetter, das iſt doch keine ‚Partie', wenn der Menſch nie Ernſt macht! Hab' ich etwa ſo 'rumgezogen damals?"

„Es iſt doch nicht ein Menſch wie der andre —"

„Aber Anſtändigkeit verlang' ich von jedem! Und das iſt unanſtändig, ein Mädel ſo in der Leute Mäuler zu bringen!"

Sie hatten noch lange miteinander geſtritten, das letzte Wort war natürlich bei Olga geblieben. Aber nachgegeben hatte der Rittmeiſter deshalb doch nicht. Obſchon er mit ſeiner Schwiegermutter nicht gerade glänzend ſtand, ging er doch zu ihr, um ihr klarzumachen, daß ſie Tilde nicht länger bloßſtellen laſſen dürfe. Aber er fand kein Gehör.

„Lieber Hertling, Gerede iſt nur der Neid der Leute. Und beſſer ihr Neid, als ihr Mitleid!"

Das war vor einigen Monaten geweſen. Inzwiſchen hatte ſich Frau von Merks gläubige Zuverſicht ein wenig, ein ganz klein wenig gelegt. Zunächſt weil es ihr allmählich doch ſelber wünſchenswert ſchien, daß die Sache Saranoff endlich ins reine kam; auch hatte Doktor Benedikt zwar nicht direkt, ſondern durch den Mund ſeiner Braut ſein Erſtaunen über dieſe Angelegenheit geäußert.

„Weißt du, Franzi, mir, der ich doch noch nicht rechtmäßig zur Familie gehöre, ſteht's natürlich nicht zu, in eure Angelegenheiten dreinzureden, aber ihr ahnt ja gar nicht, was Gerede einem Menſchen ſchadet, noch dazu einem jungen Mädchen. Sieh doch zu, daß die Sache zu einem Ende kommt, ſo oder ſo! Wenn Mama es wünſcht, ſetze ich mich einmal mit dem Rittmeiſter in Verbindung, und wir Männer nehmen dann die Geſchichte in die Hand und ſagen dem Herrn ... wie heißt er? Ach ja, Saranoff. Alſo wir ſagen dem Herrn Saranoff: Entweder — oder!"

„Das wär' doch für Tilde so peinlich!"

„Liebes Kind, dieser Zustand jetzt ist noch viel peinlicher."

„Aber Tilde ist so vergnügt, sie glaubt so fest an ihn ..."

„Um so mehr müssen wir dafür sorgen, daß sie nicht enttäuscht wird."

Nach dem Verlobungssouper, als die vier Damen in eifrigem Gespräch über Einrichtung und Aussteuer saßen, gelangten die beiden Schwiegersöhne wie von selbst auf das Thema Saranoff und einigten sich, daß man Doktor Benedikts Vorschlag der Schwiegermama mitteilen wolle. Nicht jetzt gleich natürlich, aber bei Gelegenheit.

Frau von Merk hörte die Männer ruhiger an, als man erwarten durfte. Sie hatte einen großen Respekt vor Doktor Benedikt und sagte: „Da habt ihr ja recht, daß die Sache endlich einmal vorangehen sollte! Momentan muß ich nur all meine Gedanken auf der Franzi ihre Aussteuer konzentrieren, aber sobald die Hochzeit vorbei ist, denken wir ernsthaft an die Tilde!"

„Gewiß, Mama. Uns aber erlauben Sie, bitte, noch vorher zu verhandeln!"

Frau von Merk sagte: „Ja." Tilde lachte und fand ihre Schwäger sehr komisch mit ihrer Ernsthaftigkeit. Wenn sie alles auf der Welt so sicher gewußt hätte, als daß sie einmal Frau Saranoff heißen würde!

Einmal traf sie im Postamt Anton Rothauer. Sie hatte ihn seit jenem Basar nicht mehr gesehen. Auch jetzt bemerkte sie ihn nur, weil sehr viele Leute am Schalter standen, und sie sich die Langweile des Wartens

vertrieb, indem ſie Phyſiognomieen muſterte. Er war erſt ein wenig unſicher im Gruß, weil er nicht mehr genau wußte, wer ſie war und ob er ſie auch wirklich kannte; ſie dankte aber ſehr gnädig.

„Was macht der Ruhm, Herr Rothauer?“

„Ich weiß net, ich kenn' den Herrn net.“

„Nein, ſind dieſe Männer eitel! Immer wollen ſie Komplimente hören und Schmeicheleien.“

„Sie müſſen ſchlechte Erfahrungen gemacht haben, ſeit wir uns nimmer g'ſehen haben, gnädiges Fräulein!“

„Im Gegenteil, die allerbeſten. Wir haben uns inzwiſchen ſogar verlobt —“

Sie ſagte abſichtlich „wir“, weil ſie ſehen wollte, ob ihn das nicht ärgerte.

Er ſagte: „Ah, da gratulier' ich von ganzem Herzen.“

„Danke. Aber ich bin nicht Braut, ſondern meine Schweſter. Sie heiratet einen Dozenten in Jena.“

Er wiederholte ſeinen Glückwunſch.

„Sie ſind gewiß ſehr fleißig, Herr Rothauer?“

„No, es tut's!“

„'s tut's jedenfalls ſehr! Man erzählt ja Wunderdinge von Ihnen!“

„Um Gott's willen, nachher fangen d' Leut am End' gar noch 's Wallfahrten zu mir an! Sie, Fräulein, ich kann fein d' Wunder net leiden ... mir is 's Natürliche lieber!“

„Alſo Sie malen jetzt Millardärinnen, gelt?“

„Iſt mir nicht bekannt.“

„Spielen Sie doch nicht Komödie! Die ganze Stadt erzählt ja, daß die Herzogin von Malceſterſhire, geborene Cobton, mit achtzig Millionen Mitgift, von New York

eigens per Extrazug hierhergefahren iſt, weil Sie ſie malen ſollen."

„Das kann ſchon ſein. Aber malen tu' ich ſ' net!"

Tilde riß die Augen auf.

„Ja, um Gottes willen, warum denn nicht?"

„Weil mich ihr Roßg'ſicht net intereſſiert und ſo die ganze ... die ganze ..."

Er machte einige Handbewegungen, die ausdrücken ſollten, daß ihm die ganze Art der amerikaniſchen Herzogin zuwider war.

„Wiſſen S', Ideen hab'n d' Leut', daß man ſich niederſitzen muß! Mit der Kron' wollt ſ' g'malt ſein und an roten Samtfetzen mit Hermelin und dahinter a Wappen ... nur d' Geldſackeln hab'n grad' noch g'fehlt und d' Schweindln oder d' Ölfaſſeln vom Herr Papa.... ‚Soo uollen ich gemalt ſein', hat ſ' g'ſagt, als ob ſ' was davon verſtänd'. Da hab' ich g'ſagt, daß mir ſo was net paßt, und ihr hat's net paßt, was ich g'wollt hab', und dann hab' ich g'ſagt: ‚Hoheit, ich glaub', 's is g'ſcheiter, Sie wenden ſich wo anders hin, Hofmaler bin ich net.' Dabei ſind wir 'blieben. Ich hab' nix mehr von ihr g'hört."

Tilde bewunderte ihn in dieſem Augenblick. Es war doch ein Vermögen, das er da beiſeitegeſchoben hatte, nur um einer Geſchmackloſigkeit keine Konzeſſion zu machen. Ja, nicht nur ein Vermögen, vielleicht einen ungeheuren, künftigen Reichtum, denn das Bild der Herzogin von Malceſterſhire hätte ſicher Aufſehen gemacht. Andre Dollarprinzeſſinnen wären ihrem Beiſpiel gefolgt.

Sie verſtand nichts von dieſem Menſchen, nichts

von ſeinem unbeugſamen, raſenden Willen zur Kunſt, der jedes noch ſo kleine Kompromiß mit der Konvention wütend verneinte. Nichts von ſeinem Selbſtbewußtſein, das ſich von vornherein gegen dieſe amerikaniſche Art empört hatte, die Kulturwerte handeln wollte, wie Minenaktien oder Reisſäcke, und der er darum abſichtlich brutal begegnet war. Nichts von ſeiner hochmütigen Eitelkeit, die ſich ſonnte, weil er mit einer einzigen Geſte abgelehnt, wonach hundert andre ſich die Füße blutig gelaufen hätten.

„Wiſſen S', jetzt hab' ich aber ein feines Bildel gemacht .... die Cholevius. Ich weiß net, ob S' es kennen."

„Aber natürlich, die war ja mit uns damals auf dem Baſar, ſogar bei der ‚Baſarpoſt'. Die iſt freilich entzückend! Und die haben Sie gemalt?"

„Ja, das heißt halt a Skizz'n g'macht! Sie, das iſt ein Raſſeköpferl! So wenn das Roß Gottes aus Amerika ausſchauen tät', da könnt' ſ' ihrem Herrgott danken und die Welt auf 'n Kopf ſtellen dazu."

„Beſonders den Herrn Anton Rothauer, ſcheint mir."

Er ſchüttelte verneinend den Kopf.

„Nein, mich net! Unſereins taugt zu ſo was net! Wir ſind Dickſchädel und ſteh'n lieber auf die Füß'! Kopf ſteh'n und Tauſender ſchmeißen ſteht uns net! Da ſind wir z' dumm dazu oder z' g'ſcheit — wie man's nimmt. Hat mich ſehr gefreut, gnädiges Fräulein! Hab' die Ehre!"

Sie dankte mit dem kleinen hochmütigen Lächeln des Baſars. Bah, dieſe Maler waren doch alle rüpel-

haft. Und welch ein Triumph, auch dieſem anmaßenden Rothauer gegenüber, wenn ſie endlich als Braut am Arm Saranoffs dahinſchritt — welch ein Triumph!

Sechſtes Kapitel.

Der Eiſenbahnfiskus konnte mit der Verlobung München-Jena zufrieden ſein. Frau von Merk war ſchon mehrmals mit Franzi in Jena geweſen, um Wohnung zu mieten und kleinere Haushaltungsgegenſtände gleich an Ort und Stelle zu kaufen. Doktor Benedikt wiederum war innerhalb zweier Monate zweimal über den Sonntag gekommen, um ſeine Verlobte zu beſuchen. In weiteren zwei Monaten — Oſtern — ſollte die Hochzeit ſein.

Im Hauſe Merk hörte und ſprach man nur noch von Ausſteuer und Toiletten. Zum Schmerz der Mama, die alles gern in Bauſch und Bogen bei erſten Firmen beſtellt hätte, beſtand Franzi darauf, ſich den größten Teil ihrer Kleider ſelbſt zuzuſchneiden und genau nach ihrer Angabe im Hauſe anfertigen zu laſſen.

„Aber, Franzel, das iſt kleinbürgerlich!“

„Nein, Mama, es iſt nur mein Geſchmack ... Geſellſchafts- und Schneiderkleider kann fertigen, wer mag, aber meine Hauskleider, meine Teekleider, die will ich ganz perſönlich haben, wie ich ſie mir ausdenke —“

„Wenn's die Leute erfahren, denken ſie, du machſt eine notige Partie!“

Sie lächelte glückſelig.

„Laß ſie doch! Was wiſſen denn die Leute von der Partie, die ich mache!"

Tilde ſaß emſig über dem Hochzeitsgeſchenk für die Schweſter — ſie malte. Sie war die einzige der Merks, die ein Dilettantentalentchen beſaß, das natürlich ausgebildet worden war. Nun pinſelte ſie an einem Stilleben, das ſie ſich ungefähr nach einem Hondecoeter in der Alten Pinakothek zuſammengeſtellt hatte, und wunderte ſich, daß ſie überhaupt noch etwas konnte, nachdem ſie doch jetzt nahezu ein Jahr lang keinen Pinſel mehr in die Hand genommen hatte.

Olga Hertling kam in dieſer Zeit faſt nur zu den Mahlzeiten nach Hauſe. Sie war mit der Mama eifrig um die Ausſteuer bemüht und ſpielte ſich als oberſte Inſtanz auf, obſchon ſie von häuslichen Dingen ſo gut wie gar nichts verſtand. Sie wühlte in Bergen von Leinen, Damaſt, Batiſt, Spitzen, Stickereien und Seidenbändern und freute ſich über das viele Geld, das für dieſe ſchönen Sachen ausgegeben wurde.

Während die Frauen ſo in fröhlichen Vorbereitungen ſchwelgten, verloren die Männer die Sache Saranoff nicht aus dem Sinn. Und eines Tages ſtand der Rittmeiſter Hertling vor der eleganten Junggeſellenwohnung in der Prinzregentenſtraße. Es war noch etwas früh am Morgen, aber er hatte abſichtlich dieſe zeitige Stunde gewählt, um Saranoff ſicher zu treffen. Er hatte auch ſeinen Beſuch vorher nicht angeſagt — er wollte den jungen Mann überraſchen und ihn unvorbereitet in der Situation haben.

Ein eleganter Diener öffnete die Haustür, legte die Karte des Rittmeiſters auf eine Silberplatte mit großem

Monogramm, verſchwand und kam ſofort zurück: „Der gnädige Herr laſſen bitten! Der gnädige Herr wird gleich kommen, er iſt noch bei der Toilette.“

Der Rittmeiſter nickte. Es war ihm gerade recht, daß er in Ruhe ein wenig die Wohnung muſtern konnte. Das Vorzimmer war ſehr einfach, aber vornehm ausgeſtattet, nur mit einem großen Spiegel und etlichen Bronzen; der Raum, in dem er ſich jetzt befand, war offenbar eine Art Wohn- oder Rauchzimmer. Es war mit roten Ledermöbeln eingerichtet, an den Wänden hingen in ſchlichten Rahmen ein paar Fragonards. Den Fußboden deckte ein Teppich, der ſo dick war, daß jeder Laut in ihm verſank, wie man im Moor verſinkt, über einer Ottomane lag ein blinkend weißes Eisbärenfell, ein Taburett mit Rauchzeug ſtand daneben. Auf dem Rauchtiſch lag auch ein goldenes Papiermeſſer und ein Buch in gelbbroſchiertem Umſchlag — der neueſte Bourget.

Etwa zehn Minuten ließ „der Sarmate“ auf ſich warten, dann erſchien er, gut ausgeſchlafen, fröhlich, gar nicht wie ſonſt junge Leute, die ein flottes Leben führen. Seine ſchlanke Geſtalt ſah biegſam und friſch aus, als käme er eben vom Turnapparat. Auf ſeinem nervöſen Slawengeſicht mit den vorſtehenden Backenknochen und den tiefliegenden dunklen Augen lag da und dort noch ein Puderwölkchen, das verriet, daß der Barbier eben fortgegangen war. Der ganze Menſch duftete nach Körperpflege und Eau de Lubin. Der Rittmeiſter dachte: „Ich begreif's ſchon, daß er der Tilde gefällt! Ein flotter Kerl iſt er, das muß ihm der Neid laſſen! Gar nicht ſchlappig, wie die Ruſſen oft ſind,

nein, an dem hätt' jede Militärkommission ihre Freud'. Na, nun wollen wir ihm einmal aufs Kollett steigen!'

Der Rittmeister stand stramm, die Rechte über die Säbelkoppel gepreßt, in der Linken die Mütze. Er grüßte höflich, aber doch militärisch-knapp, als Saranoff eintrat, der ihn mit der Gewohnheit eines Weltmannes willkommen hieß und ihm Platz anbot.

Noch nie war dem Rittmeister ein Gang so sauer geworden. Er war kein Meister des Wortes, dazu langsam im Denken und durchaus nicht geschaffen, krumme Wege zu gehen, einen andern unmerklich auszuholen und ihn dann auf ein Wort festzunageln. Er hatte gar kein Talent zu dem Amt, das ihm die Familienpflicht und Doktor Benedikt da aufgeladen hatten, aber er war vom besten Willen beseelt, seine Mission tadellos zu erledigen. Man merkte ihm übrigens seine innere Unsicherheit nicht an, denn sein Schnurrbart war martialisch und das gerötete Gesicht sah gerade dann brutal aus, wenn der Rittmeister Verlegenheit verbergen wollte. Er und Saranoff hatten sich schon bei Frau von Merk kennen gelernt und das erleichterte den Beginn des Gespräches.

Der Rittmeister saß auf der Ottomane mit dem Eisbärenfell. Er hatte die Mütze neben sich gelegt, aber den Säbel nicht abgeschnallt und hielt ihn mit beiden Händen wie einen Stützpunkt fest. Saranoff hatte sich einen Lederfauteuil herbeigezogen; er hielt dem Rittmeister sein goldenes Zigarettenetui hin. „Darf ich Ihnen anbieten?"

„Nein, danke."

Saranoff merkte an dem Ton sofort, daß der Ritt-

meiſter keinerlei Vertraulichkeiten wünſchte. Er ſteckte das Etui wieder ein, ohne ſich ſelbſt eine Zigarette anzuzünden, verneigte ſich ein wenig zu ſeinem Gegenüber hin, als wollte er ſagen: ‚Bitte, ich bin ganz Ohr.‘

Der Rittmeiſter holte tief Atem. Sein Geſicht war heiß und ſeine Kehle trocken. Teufel nochmal! lieber mit der Schwadron in den Feind hineinreiten, als ſo eine Sache drechſeln müſſen.... Er gab ſich einen Ruck.

„Herr Saranoff, ich habe über eine ernſte Sache mit Ihnen zu reden.“

„Biete, biete!“ ſagte Saranoff, der die Hände gefaltet zwiſchen den Knieen hielt und ſo den Rittmeiſter etwas von unten herauf feſt anſah.

„Sie machen meiner Schwägerin, Fräulein von Merk, den Hof. Machen ihr ſo ſehr und ſo auffällig den Hof, daß —“

Saranoffs Geſicht, das bis dahin lauſchend geweſen, wurde jetzt ſehr ernſt. Er richtete ſich aus ſeiner etwas läſſigen Stellung auf: „Herr Rietmeiſter, ich darf wohl annehmen, daß Sie hier an Stelle der Frau von Merk vor mir ſtehen?“

„Allerdings, mein Herr, an Stelle der Frau von Merk und im Namen ihrer ganzen Familie!“

Da ſtand Saranoff auf, klappte die Hacken zuſammen. „In dieſem Fall habe ich die Ehre, Sie um die Hand des Freilein von Merk zu bieten!“

Der Rittmeiſter war wie aus den Wolken gefallen. So ſchnell und ſo gründlich hatte er nicht auf Erledigung gehofft. Das war ja ein Tauſendſaſſa, dieſer „Sarmate“, der hatte gleich gemerkt, wo er hinaus wollte, und hatte ſich nicht erſt lange Erklärungen geben und

nötigen laſſen. ... Ja, ein Tauſendſaſſa, aber auch ein anſtändiger Kerl! Die Olga hatte doch recht, wenn ſie immer ſagte, daß nur der Neid manchen Leuten ihr Mißtrauen gegen ihn einblies. ... Ja, die Olga war eben ein bedeutendes Weib, das ſah er jetzt wieder deutlich ...

Er ſtreckte Saranoff die Hand hin.

„Ich danke Ihnen. Das war geſprochen wie ein Ehrenmann."

„Ich hoffe, Herr Rietmeiſter, daß Sie mich nie für etwas andres gehalten haben."

Der Rittmeiſter ſchämte ſich, drückte feſt die ſchmalen, faſt noch jünglinghaften Finger, die zwiſchen ſeinen Militärpranken lagen.

„Ich freue mich, Herr Saranoff, Sie im Namen unſrer Familie herzlich willkommen heißen zu dürfen."

„Biete, biete!... Aber nun rauchen Sie doch?" fragte er mit einem ſchelmiſchen Knabenlächeln.

Der Rittmeiſter hatte den Säbel ſchon beiſeite geſtellt, Saranoff hielt ihm Feuer hin, ſah geſpannt zu, bis die erſten Rauchwolken ſich kräuſelten. Dann lehnte er ſich wieder in ſeinen Seſſel zurück.

„Ich bin Ihnen und Ihrer verehrten Familie noch eine Aufklärung ſchuldig, warum ich ſo lange gezögert habe —"

„Mein Gott," ſagte der Rittmeiſter gutmütig, „ich kann mir das ſchon denken! Aber wenn ich Ihnen einen Rat geben darf: ſagen S' nichts davon! Das heißt, mir können Sie's natürlich ſagen, aber nicht den Damen ... Weiber ſind in ſolchen Sachen blödſinnig,

ganz egal ob ſie alt oder jung ſind, dumm oder geſcheit. ... Glauben S' mir, Herr Saranoff, reden S' mit Weibern nie von Junggeſellengeſchichten! Sie verſtehen nie was davon, wenn ſie's auch zehnmal behaupten, und man hat nur Schererei von ſeiner Vertrauensſeligkeit!"

Aus dem Rittmeiſter ſprachen ſo deutlich perſönliche Erlebniſſe und perſönlicher Ärger, daß Saranoff einen Augenblick lang auflachte. Gleich aber wurde er wieder ernſt.

„Sie teiſchen ſich, Herr Rietmeiſter, es war etwas ganz andres. ... Ich bin ja noch nichts ... ein Student ... und ich kenne deitſche Anſichten, deitſche Beamtenanſichten. ... O, ich achte Deitſchland ſerr um dieſe Anſichten ... bei uns gibt's ſo was nicht; da frägt man nur: hat er Geld oder nicht? Verſtehen Sie, haben muß er bei uns was. Sein? Pah, vaut pas la peine d'en parler! Aber Freilein von Merk iſt ein junges Mädchen aus echt deitſcher Familie, die Schweſtern haben Männer in angeſehenen Stellungen" — er verneigte ſich verbindlich gegen den Rittmeiſter — „was werden Sie ſagen, wenn ich, petit étudiant, als Werber kommen wollte! Sie wirden mit Recht ſagen: Sei erſt was! Sehen Sie, Herr Rietmeiſter, darum wollt' ich erſt im Sommer nach dem Examen kommen als neier Doktor ..."

Der Rittmeiſter war gerührt. Er reichte Saranoff abermals die Hand. Beinahe wollt' er ſagen: ‚Dieſe Ehrenhaftigkeit hätt' ich Ihnen gar nicht zugetraut,' aber er beſann ſich noch: „Ich ſchätze dieſe Anſichten ſehr. Ich hielt's auch für recht vernünftig,

wenn man jetzt die Verlobung nicht publizieren tät', ſondern erſt wenn Sie Doktor ſind ..."

„Tout à fait de votre avis, monsieur! Aberr das hängt natirlich ganz von den Damen ab ..."

Er gab dem Rittmeiſter noch einige Aufſchlüſſe über ſeine Familie und ſeine finanzielle Lage.

„Sie wiſſen ja gar nichts von mir!" meinte er lachend. „Ich kann vielleicht ein Erzgauner ſein ..."

„O, o!" proteſtierte der Rittmeiſter. „Aber es iſt uns natürlich angenehm, über ein künftiges Familienmitglied ſo genau wie möglich unterrichtet zu ſein."

Saranoff unterrichtete. Sein Vater war ein Großgrundbeſitzer in der Krim. Wie viele Morgen, Dörfer mit wieviel Seelen ihm gehörten, vermochte der Rittmeiſter nicht genau zu behalten, — jedenfalls ſehr viele. Die verſtorbene Mutter war eine Deutſche geweſen —

„Von ihr hab' ich die Liebe für Deitſchland geerbt und manches in meinem Weſen, was deitſch iſt!" Er hatte von ihr aber auch noch realere Dinge geerbt, nämlich eine Beſitzung in den baltiſchen Provinzen und ein hübſches Stück Geld dazu. ..

„Heiraten des Geldes wegen kennt' ich natirlich jeden Tag.... Aber wie geſagt, darin bin ich deitſch... ich will erſt meinen Doktor haben und dann mein Gut rationell bewirtſchaften nach deitſchem und engliſchem Syſtem ... Papa, ah, papa s'en fiche de ces choses-là! Il est reactionnaire jusqu'au bout des doigts ... il se moque pas mal de tout ce qui est moderne.... Er findet alſo ganz lächerlich, daß ich ſtudiere ... daß ich anders wirtſchaften will, als man bei uns ſeit Peter dem Großen wirtſchaftet.... Aber

ich habe meinen Willen durchgesetzt ... und ich denke, Papa wird später schon wieder gut werden — jetzt gibt er mir nämlich keine Kopeke aus Ärger, daß ich nicht will, wie er. ... Aber ich habe ja mein mütterliches Gut und kann's also verschmerzen, wenn er mir ein paar Jahre nichts zahlt!"

„Sie sind der einzige Sohn, Herr Saranoff?"

„Sein einziges Kind."

„Na, da erben Sie ja doch einmal alles auf!"

„Natürlich, natürlich!"

Der Rittmeister ging nach herzlichem Abschied. Noch am selben Tag sollte Saranoff bei Frau von Merk um Tilde anhalten. Der Rittmeister war hochbefriedigt. Er hatte den größten Respekt vor sich, daß er diese Sache so glänzend zu Ende geführt. —

Als er wieder allein war, machte Saranoff ein etwas verdutztes und etwas hilfloses Gesicht. So etwas war ihm doch eigentlich nie passiert! Da war er nun verlobt und wußte eigentlich gar nicht wie.... Alle Wetter, diese „Deitschen" gingen radikal vor, auch in Friedenszeiten ...

Von selbst wär' es ihm nie eingefallen, um Tilde zu freien. Er fand sie zwar sehr schön, sie sprach zu seinen rasch entflammten Sinnen — aber heiraten? Nicht im Traum wär' er auf den Gedanken gekommen! Er hatte sie gefeiert, weil sie ihm gefiel, weil sie sein Blut in rascherem Wirbel tanzen ließ und auch weil's ihn freute, mit dem schönen Mädchen geneckt zu werden, aber seine Frau — bei der Vorstellung hätte er am liebsten gelacht. Er dachte ja überhaupt nicht ans Heiraten, bei gar keiner. Frauen waren für ihn nur

zum Spielen und Küſſen da. ... Ah, wie gern ließen ſie mit ſich ſpielen und wie leicht war's ihm immer geworden, ſie zum Kuß zu zwingen ... nicht etwa nur die zweifelhaften, all die kleinen Ballettmädchen, Chanteuſen, Schauſpielerinnen, die nur darauf warteten, daß der flotte, reiche Fremde ſich huldreich zu ihnen niederließ, nein, auch ſchöne, verwöhnte, vornehme Damen der Geſellſchaft und Mädchen ... tadellos erzogene, blonde, keuſche Mädchen, Familientöchter, die ihm willenlos im Arme lagen, wenn er ſie während eines Balles heimlich im Wintergarten der väterlichen Villa traf. ... Und andre, die die verwegenſten Ausflüchte, die tollſten Pläne erſannen, um mit ihm allein eine Viertelſtunde in verſchwiegenen Alleen zu wandeln, indes der Diener im Theaterfoyer auf die Komteſſe wartete, die offiziell „Undine" anhörte. ... Und noch andre, die mit echter, prachtvoller Jungmädchenkeckheit, tiefverſchleiert, bebend vor Vergnügen und Lebensgier, in der Dämmerung in ſeiner Junggeſellenwohnung Tee tranken. ... Sehr ſelten noch hatte es Unannehmlichkeiten gegeben, denn bei aller Tollheit und Draufgängerei blieb er klug, vergaß ſich nie ... wußte immer genau, wie weit er gehen durfte, um das Odium des Verführers von ſich abzuhalten und dem kleinen, verliebten Schatz die Karriere nicht zu verderben. ... Aber das war's eben, Tilde war nie ein kleiner, verliebter Schatz geweſen! Sie hatte ſich bewundern, feiern, vielleicht auch kompromittieren laſſen — aber weiter auch nichts! Nie hatte er geſpürt, daß ſeine Wärme ihr heiß machte, daß ihr Blut dem ſeinen entgegenflog. Dies Mädchen, das ausſah, wie das er-

wählte Gefäß aller ſüßen Leidenſchaften, hatte ihm nie auch nur die kleinſte Zärtlichkeit gewährt, die ſie nicht vor den Augen aller Welt hätte ertragen dürfen. Gerade damit hatte ſie ihn immer aufs neue gereizt, weil er nie wußte, ob ihre Kühle äußerſte Selbſtbeherrſchung war, ob Berechnung oder einfach Natur. Gegen dieſe letzte Vorausſetzung ſprach allerdings die Leidenſchaftlichkeit, mit der ſie tanzte, und die jauchzende Luſt, mit der ſie rodelte oder Ski fuhr. Niemals kannte ſich Saranoff genau in ihr aus, weil ſeine Eitelkeit und ſeine große Jugend (er war erſt vierundzwanzig Jahre alt) ihn nicht die Frage erwägen ließen, ob Tilde ihn eigentlich liebe. Tilde von Merk war aber, wie ſchöne Frauen ſo häufig, meiſt viel zu ſehr mit ſich und ihren Erfolgen beſchäftigt, als daß ihr eine alle Schranken verachtende Liebe ſo ohne weiteres über Herz und Kopf gekommen wäre. Von einer Liebe, wie Franzel ſie im Herzen trug, hatte ſie kaum eine Vorſtellung; ſie lachte auch über die Schweſter oft genug und ſagte ihr mehr wie einmal: „Franzel, wenn dein Profeſſor erſt ganz heraus hat, wie verrückt du mit ihm biſt, dann hat er nach acht Tagen das Heft in der Hand ...“

„Ach, Tilde, es iſt doch ſo gleichgültig, wer das Heft in der Hand hat ...“

„Ja, ja, ich weiß ſchon, die Liebe ... die geiſtige Gemeinſchaft. ... Na, ich für mein Teil tät' mich bedanken, vor einem Mann immer zu kuſchen und ihn anzuhimmeln! Der meinige, der ſoll einmal ſehen, wer das Heft in die Hand nimmt, ob ich oder er —“

Über all dies und ähnliches hatte Saranoff nie nachgedacht. Er dachte auch jetzt nicht daran, ſondern

konſtatierte aufs neue, daß er verlobt war, oder ſo gut wie verlobt, und das war eine heilloſe Geſchichte! Denn Wladimir Saranoff hatte dem Rittmeiſter zwar alles mögliche erzählt, ja ihn ſogar an die ruſſiſche Geſandtſchaft verwieſen, damit er ſich dort nach ſeiner Glaubwürdigkeit erkundigen könne — aber eines hatte er verſchwiegen. Hatte verſchwiegen, daß er ein unverbeſſerlicher Spieler im großen Stil war, daß ſein Vater ſchon Hunderttauſende für ihn bezahlt hatte, ohne daß es ihm gelungen wäre, den Sohn auf den rechten Weg zu bringen. Seit einem Jahr etwa, genau ſo lang wie er in München war, erhielt er von ſeinem Vater nichts mehr, ſondern war damit beſchäftigt, ſein mütterliches Erbe zu verſchleudern. Er hatte ja wirklich den feſten Vorſatz gehabt, zu ſtudieren, zu arbeiten und dann ſein Gut zu bewirtſchaften, aber was helfen alle Vorſätze, wenn der Spielteufel hinter einem ſteht! Wladimir ſpielte nicht nur im Klub und am Totaliſator, ſondern auch an der Börſe. Geſtern hatte er mit Kreditaktien fünftauſend Mark gewonnen, heute aber hielt er ſchon große Poſitionen in Paris, Berlin und London, war mit Hunderten von Diskonto-Commandit, Rio Tinto und Northern Pacific engagiert.... Das war ihm nichts Neues, er hatte ſolche Wagſtücke ſchon öfters gemacht. Wenn ſie gelangen, ſtrich er einen Haufen Geld ein, wenn ſie mißlangen, zahlte Papa ... Papa ſtreikte aber ſeit einiger Zeit, und wenn er von dieſer Verlobung hörte, würde er erſt recht ſtreiken. Eine Direktorstochter ohne Geld, allenfalls mit einer kleinen Mitgift —, das konnte dem alten Herrn gerade paſſen! Überhaupt dieſe ganze Verlobung war ein Unſinn ...

er führte ja doch nur eine Exiſtenz auf Abbruch ... wer weiß, wie lange das hier noch hielt, wie lange ſein Kredit noch währte. ... Nein, das war wirklich keine Exiſtenz, in der man ſich auch noch mit einer Frau belaſtete. Lächerlich, ganz lächerlich! Zu dumm, daß er ſich hatte übertölpeln laſſen ...

Natürlich, er konnte noch abſchreiben, aber was dann? Dann mußte er doch eigentlich fort, noch dazu mit dem Odium einer unanſtändigen Kneiferei beladen ... oder am Ende mußte er ſich ſchlagen. ... Und es gefiel ihm doch ſo gut hier; es lebte ſich ſo behaglich in dieſer Stadt, in der kein Menſch den andern nach Woher und Wohin, nach Raſſe und Klaſſe fragte, ſondern nur, ob einer ein netter Menſch ſei. ... Überhaupt, weshalb ſollte er wegen eines Mädchens Hals über Kopf davonrennen, als hätt' er weiß Gott was auf dem Kerbholz. Nichts konnten ſie ihm vorwerfen, gar nichts ... nur daß er ſie kompromittiert hatte. ... Das war aber auch alles — leider!

Alſo, in Gottes Namen, er würde ſich verloben! Verlobt iſt ja noch nicht verheiratet, hauptſächlich da die Sache erſt ſpäter publik werden ſollte. Jung, leichtfertig und leidenſchaftlich wie er war, ſah er mit eins alles in anderm Lichte. Er dachte nicht mehr an ſeine verwickelten Geldverhältniſſe, an ſeine halb verwirtſchaftete Exiſtenz, er ſah nur das ſchöne, blühende Mädchen vor ſich, deſſen heißes Geſicht er heute zum erſtenmal küſſen durfte. Heute und an allen Tagen, die folgten ... wie ein Maienmonat, ſchwer von Verheißung und Blüten, lag eine heimliche Brautzeit vor ihm da. Wer weiß, ob all das Blühen und all der

Duft der Klugen, Beherrſchten nicht endlich doch den Sinn verwirrte ... ob ſie in der Seligkeit eines verſchwiegenen Maienmonats nicht endlich gab, wonach ſein ganzes Weſen fieberte ...

Er ſprang auf. Er war wie in Brand. Er läutete dem Kammerdiener, daß er ihm beim Umkleiden behilflich ſei, beſtellte für zwölf Uhr mittags den Chauffeur.

Noch am ſelben Tag trug Tilde von Merk einen Ring am Goldfinger der Linken. Es war ein Marquiſenring mit einem großen Taubenblutrubin, den Brillanten umkränzten.

„Brillanten, keine Roſetten, ſie haben alle den Tafelſchliff!“ konſtatierte Olga Hertling, die eben erſt im Konverſationslexikon „Brillanten“ nachgeleſen hatte.

* * *

Der Hochzeitstag Franzis bedeutete für die Familie Merk einen Höhepunkt, wie ſie noch keinen zuvor erklommen hatte. Tildes Verlobung war allerdings noch nicht veröffentlicht worden, aber das Geheimnis, das darum wob, war ſo fadenſcheinig, wurde von allen Beteiligten ſo läſſig gehütet, daß bald jeder darum wußte und die Merks wirklich beneidete. Zwei Bräute im Haus — wer konnte ſich noch ſolchen Glückes rühmen? Und was für Partieen machten dieſe Mädchen, die, wenn's hoch kam, über eine Leutnantskaution verfügen konnten! Zwei ſchwerreiche Männer und der dritte, Doktor Benedikt — eine Zukunft. Ja, wahrlich, Frau von Merk war gebenedeit unter den Weibern ...

Vor dem Standesamt und der Erlöſerkirche, in der Franzi getraut wurde (die Merks waren proteſtantiſch),

drängte sich die Menge. Nicht nur die üblichen, flanierenden Gaffer, die sich zu jeder Hochzeit und zu jedem Begräbnis einfinden, sondern auch Damen und Herren der guten Kreise, vielfach persönliche Bekannte der Merks, standen da und wollten sehen, wie eine Familie sich ausnahm, die im Zenit ihres Glückes stand. Es war nur eine kleine Hochzeit, Franzi und Doktor Benedikt hatten das ausdrücklich gewünscht; nur fünf oder sechs Wagen fuhren am Kirchenportal vor, aber sie gaben viel Stoff zum Schauen und Wispern, als wären es zwanzig gewesen. Die Damen Merk strahlten und gingen mit feierlichem Schritt, wie in einem Triumphzug auf der Bühne. Sie sahen bildschön aus, wußten es und quittierten das leise Bewunderungsflüstern, das vor und hinter ihnen herlief, mit glücklichem Lächeln. Die Braut nahm sich am unvorteilhaftesten aus; ihre hohe Gestalt wirkte zwar in dem weißen fließenden Atlas und dem langen Schleier poetisch und majestätisch zugleich, aber dem „Mohrenköpfel" stand die blasse Aufregung schlecht, ließ es noch unregelmäßiger und herber erscheinen als sonst. ... Dagegen waren die Brautmutter und die Schwestern so entzückend, daß man nicht wußte, wem man den Preis zuerkennen sollte, ob Frau von Merk, die in Blaßviolett mit schneeweiß gepudertem Haar einer Rokokodame glich, ob Olga Hertling, deren leuchtende Farben sich von blauem Samt mit Perlmutterstickerei (Redfern, Paris) abhoben, ob Tilde, die in rosenfarbenem Damast sich mit dem anmutigen Hochmut einer jungen Königin gab ..., jedenfalls konzentrierte sich die große Aufmerksamkeit auf sie und auf ihren Kranzelherrn — Saranoff. Als

er ihr aus dem Wagen half, spürte man, daß eine murmelnde Bewegung durch die Gaffer ging. Als er ihr den Arm bot, um sie die Treppen hinanzuführen, war es eine Sekunde lang mäuschenstill. ... In diese Stille hinein aber vernahm Frau von Merk deutlich mächtiges Glockenbrausen. Nicht von schweren, erzenen Kirchenklöppeln kam es, sondern von hundert und aber hundert silbernen Zungen, die einen berauschenden Chorus über sie, ihre Töchter und ihr Glück hinjubelten — die silbernen Glocken des Neides ...

Das Hochzeitsdiner, an dem nur zwölf Personen teilnahmen, verlief sehr animiert. Nur die Neuvermählten waren still, wie im Glück versunken. Franzi sah zuweilen mit einem verträumten Lächeln über die Tafel hin, nickte dem und jenem zu, ohne an ihn zu denken ... Doktor Benedikt war sehr blaß, ab und zu glitt sein Auge verstohlen über seine junge Frau, und dann trat etwas in seinen Blick wie grenzenloses Staunen, so als ob er gar nicht begriffe, was es zu bedeuten habe, daß dies junge, myrtengeschmückte Geschöpf an seiner Seite saß und ihm zutrank ...

Rittmeister Hertling verlas mit Kommandostimme die einlaufenden Telegramme. Nachdem alle nur denkbaren Onkeln, Tanten, Kollegen, Freundinnen sich mit mehr oder weniger Banalität durch den Draht zum Wort gemeldet hatten, las der Rittmeister: „Alles Gute und alles Schöne dem alten Freund und seiner jungen Gattin von Professor Cholevius und seiner Frau." Doktor Benedikt lächelte gezwungen und sprach ein paar erläuternde Sätze über seine alten Beziehungen zum Hause Cholevius. Er war jetzt noch bleicher als

vorher; wenn er sich unbeobachtet sah, biß er sich schnell und nervös auf die Lippen. Und er war in der Tat unbeobachtet, denn Franzi küßte heimlich ihren breiten Ehering und dabei gingen ihr die Augen über ...

Siebentes Kapitel.

Das Ehepaar Hertling befand sich in gehobener und erwartungsvoller Stimmung: Bubi sollte beim ersten Frühjahrsrennen in Riem sich seine ersten Lorbeeren holen und seinem Herrn den ersten Preis. Natürlich stellte Riem gar nichts vor gegen Baden-Baden oder Iffezheim, ganz zu schweigen vom Grand-Prix von Longchamps, an dem Bubi vielleicht teilnehmen sollte, obschon deutsche Pferde in Paris nie mehr gegen die französischen und englischen aufkamen. Aber Bubi war ja auch nicht ein Roß wie andre, sondern eben Bubi, ein Elitegeschöpf, das nicht nur einen ehrfurchtgebietenden Pedigree besaß, sondern noch eine ganz persönliche Note von Temperament und Schneidigkeit. Einfach ein Prachtgaul. Der Rittmeister war rein verliebt in ihn und Olgas reiches Vokabularium versagte beinahe, wenn sie von diesem „Götterhengst" (wie sie ihn nannte) sprach. Bubi war im Augenblick der Stolz, die Hoffnung der Familie. Er hatte ja ein Heidengeld gekostet (alter Adel ist immer teuer) und sein Etat für Wartung, Wohnung, Arzt und Apotheke war weit höher als der eines Regierungsrates, aber Bubi würde alles zehnfach hereinbringen. Um Bubis willen vergaß man, daß der Rittmeister in den letzten

Jahren ſich auf der Rennbahn keinen rechten Erfolg mehr, ſondern nur verſchiedene mehr oder minder komplizierte Rippenbrüche geholt hatte, die den Spießbürgern recht zu geben ſchienen, deren Prophezeiung unweigerlich lautete: „Der Hertling bricht noch Arm und Beine beim Rennen.“ Natürlich waren es nur Spießbürger, die ſo dachten und ſprachen, die Sportskreiſe Münchens fühlten ſich geſchmeichelt, daß der Götterhengſt in ihrem beſcheidenen Riem zuerſt laufen ſollte, und blickten dem erſten Juniſonntag viel geſpannter entgegen, als ſonſt dem Frühjahrsrennen in Riem.

Olga war in dieſer Zeit ſehr angeregt und voll ſchöner Träume. Ihr Mann war zwar ſehr nervös und quengelig, ſchlug bei der geringſten Gelegenheit Krach und blieb ſonſt taub und blind für alles, was nicht Bubi hieß, aber das kümmerte ſie nicht beſonders. So war er ja immer vor den Rennen, nachher wurde er ſchon wieder vernünftig und umgänglich. Sie ließ ſich alſo in ihrer angenehmen Stimmung nicht ſtören, eine Stimmung, die auch wieder auf Bubi zurückging. Die ſchöne Olga war ſich in der letzten Zeit etwas niedergedrückt vorgekommen in ihrem Familien- und Bekanntenkreis, in dem ihre Schweſtern — die eine offiziell, die andre heimlich verlobt — die ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Kam ſie zu ihrer Mutter, ſo redete man nur von Ausſteuer und Hochzeitsvorbereitungen oder man zeigte ihr die herrlichen Blumen, die Saranoff täglich ſchickte, das goldene Oſterei mit Bonbons gefüllt, das er ſeiner Braut zu Oſtern, die Perlenſchnur, die er zu Pfingſten geſchenkt hatte. Dieſe zwei Bräute erfüllten das Haus mit einer Atmoſphäre

junger Liebe und fürſtlicher Verſchwendung, daß Olga ſich alt und arm daneben vorkam. Mein Gott, über zehn Jahre war es ſchon her, daß der Rittmeiſter ſie hofiert und gefreit hatte ... über zehn Jahre, daß die roſa gebundenen Leinen- und Damaſtſtöße ſich vor ihr häuften und ihre Buchſtaben in Hochſtickerei zeigten. Heute redete der Rittmeiſter nur von Bubi, in Leinen und Damaſt fielen ſchon kleine Löcher, die dank Frau Olgas Hausfrauenkünſten demnächſt große Löcher zu werden verſprachen. Olga wurde nachdenklich und kam ſich „zweite Garnitur" vor. Wäre nicht das Lenbach-bild geweſen, ſo hätten ihr jetzt die Schweſtern in allem den Rang abgelaufen, ihr, die ſozuſagen den geſellſchaftlichen Ruhm der Merks begründet, die zuerſt die Legende des Neides für die Mutter verwirklicht hatte. Ein Glück nur, daß das Bild blieb. Sie ſprach jetzt oft von der Zeit, in der der Meiſter (ſie nannte ihn nie anders) ſie gemalt hatte, und bedauerte geſchickt die Schweſtern, die trotz aller ihrer Erfolge keinen ſolchen Ruhm zu verzeichnen hatten. „Welch ein Jammer, daß der Meiſter nicht mehr lebt! Saranoff müßte ſonſt Tilde von ihm malen laſſen! Zahlen könnt' er's ja!" Oder: „Benedikt iſt auch ganz entzückt von meinem Porträt. Er hat geſagt, es ſei nicht nur mit der Hand, ſondern auch mit dem Herzen gemalt." Doktor Benedikt hatte ſein bewunderndes Urteil zwar etwas anders formuliert, aber Olgas Phantaſie hatte, ihr ſelber kaum bewußt, es gemodelt und vertieft. Und ſie begleitete das „mit dem Herzen gemalt" mit diskretem Augenaufſchlag und einem kleinen Lächeln, das alles mögliche bedeuten konnte ...

Sie war etwas erleichtert, als die Benedikts abgereist waren und nun nur noch eine Braut im Hause blieb. Ihre Erleichterung wandelte sich mehr und mehr zur Fröhlichkeit, je näher der Tag von Riem kam, der den Hertlings und ihren Interessen wieder eine größere Aufmerksamkeit zuwendete. Sie warf mit equestrischen Fachausdrücken um sich, daß jeder, der sie nicht näher kannte, sie für eine erste Herrenreiterin hätte halten müssen. In Wahrheit saß sie schlecht im Sattel, denn sie war die Angst der ersten Reitstunde nie los geworden und fürchtete sich stets im stillen vor dem Tier, das sie ritt. Das hinderte sie aber nicht, davon zu phantasieren, wie herrlich es sei, in einen klaren Frühlingsmorgen hineinzujagen, und daß sie es ganz mit dem arabischen Spruch hielte:

„Das Paradies der Erde
Liegt auf dem Rücken der Pferde. —"

Der Tag von Riem brach so klar und schön an, wie Frühsommertage auf der bayrischen Hochebene selten sind. Die ganze Woche vorher hatte der Himmel grämlich dreingeschaut und ab und zu eine kleine Sturzflut ausgeschüttet, als freute es ihn, die Menschen zu ärgern, da er selber so verdrießlich war. Samstag kam dann ein heiterer, etwas eiliger Wind, der flink das ganze Himmelsgewölbe abfegte, daß es Sonntag früh blitzblank und blau war, als hätt' es ein Maler der sechziger Jahre gemalt. Und dieser heitere, geschäftige Wind lief in der ganzen Stadt herum, murmelte weich und zärtlich von der Blütenpracht südlicher Maien, die er belauscht hatte, weit unten, jenseits der blauen Berge, wo die Wasser es verlernt haben, nach Norden zu fließen.

Kleine, köſtliche Wogen, die glitzerten von Sonne und Sommerahnung, warf er den Menſchen ins Geſicht, daß ſie unwillig lachten und ſich doch froh fühlten. Von den Apfel- und Kirſchbäumen Frankens erzählte er ihnen, die weiß und roſig glühend daſtanden und kaum mehr atmen konnten unter der weichen, köſtlichen Fracht, die ihnen der Lenz für den Herbſt aufgeladen hatte. Und eine große Sehnſucht fiel die Menſchen an, da ſie ihm zuhörten, und jeder war trunken von einem großen Glück, das er erleben wollte oder auch ſchon erlebt hatte ...

Frau Olga ſaß mit ihren Kindern in dem eleganten Auto, das ſie für heute gemietet hatten, und fuhr nach Riem. Draußen in der Tribünenloge würde ſie die Mama mit Tilde und Saranoff treffen, der die Damen in ſeinem neuen Viererzug hinfuhr. Er ſchien Pferde zu lieben und, nach Hertlings Ausſage, auch etwas davon zu verſtehen. Jedenfalls hatte er ſowohl den Rittmeiſter wie Olga ganz für ſich gewonnen durch das große Intereſſe, das er Bubi bezeigte, und durch die fröhliche Unerſchütterlichkeit, mit der er dem Götterhengſt die Palme aller Rennbahnen prophezeite. Olga fuhr dahin und war glücklich. Sie ſah heute in einem weißen Spitzenkleid faſt noch ſchöner aus, als am Hochzeitstag der Schweſter. Drei mächtige weiße Straußenfedern nickten von einem enormen Schäferhut auf ihr goldig-getöntes Haar nieder und der große, weiße Schleier, der ihr übers Geſicht fiel, gab ihrer Haut jenen zarten, durchſichtigen Schimmer, den ſie auf ihrem berühmten Bild hatte. Sie trug lange, ſchwediſche Handſchuhe, die oben am Rande ein Medaillon mit

Monogramm zeigten. Sie ſchien es wenigſtens; in Wahrheit ſtand ſtatt „O. H.“ in Gold geſtickt „Bubi“ in dem von Goldfaden eingefaßten Oval. Olga hatte ſich dieſe zarte Huldigung eigens für ihren Gatten ausgedacht, der nur leider im Augenblick gar kein Verſtändnis dafür aufgebracht, ſondern ſich ganz zerſtreut von Frau und Kindern verabſchiedet hatte. Der Mann war jetzt eben nur für Bubi da ... Olga lächelte und ließ ſich durch ſein unaufmerkſames Weſen nicht beirren.

Die kleine Madlon, ein dickes, blondes Mädel, ſaß ganz in roſa Seidenbatiſt neben der Mama, der ſiebenjährige Erik in einem weißleinenen Matroſenanzug auf dem Rückſitz. Sie ſahen geſund und etwas anſpruchsvoll aus, hübſche, verwöhnte Kinder reicher Leute, die von verſagten Wünſchen nichts wußten. Olga ſchwatzte und lachte mit ihnen und erzählte, wie Papa heute ſiegen und gefeiert werden würde. Die Kinder hingen am Vater mehr als an der Mutter, obgleich oder wahrſcheinlich gerade weil ſie ihnen nichts wehrte, jede Unart reizend fand und nicht begriff, daß der Rittmeiſter handgreiflich werden konnte, wenn Madlon und Erik nicht gehorchten. Über dieſe ſchwächliche Nachſicht und Eitelkeit ging ihre Mutterliebe nicht hinaus; ſie war ſehr froh, daß eine tüchtige Bonne ihr die eigentliche Pflege der Kleinen abnahm, ſo daß ſie für die ſchöne Mama nur ungefähr ein Spielzeug waren, das ihr gut ſtand, ſie für eine Stunde amüſierte und wieder weggebracht werden konnte, wenn es unbequem zu werden begann. Dagegen ſprach Frau Olga ſehr gern und ausführlich über „die neue Mutter“ und verfehlte

nie bei passender Gelegenheit zu sagen: „Päppeln kann jede Bonne. Erziehen aber muß die Mutter!"

Momentan brauchte sie gar nichts zu erziehen. Madlon und Erik horchten mit großen Augen und lächelndem Munde auf das, was Mama von Papa erzählte. Als sie den Kindern erst das gestickte „Bubi" auf den Handschuhen zeigte, kannte ihr entzücktes Staunen keine Grenzen. So fuhren sie in Schönheit, Reichtum und Frohsinn dem Siege von Riem entgegen ...

Draußen, auf dem Turf, wimmelte es bereits von Menschen, und das Bild, das sich den Neuzuströmenden bot, war ungemein farbig und lebendig. Die Tribünen waren mit weißblauen Tüchern beschlagen, über die grüne Tannengirlanden hingen, in feierlich-farbloser Öde lag nur das weite Rund der Rennbahn mit Hürden und Gräben. Elegante Karossen, feine Rassepferde standen neben Taxametern, deren Rosinante sich offenbar selbst erstaunt sagte: ‚Das hätt' ich nicht geglaubt, daß du noch da herausschnaufen kannst.' Autos in allen Farben, von allen Firmen und Gestalten rasten heran, die duftende, reine Frühlingsluft mit Benzin- und Pneumatikgeruch erfüllend, und wie eine dunkle Woge, die nur als Masse Geltung hat, nicht als Einzelerscheinung, fluteten die Tausende heran, die der billige Vorortzug hergetragen hatte, und die nur die Neugier, kein tiefes, sportliches Interesse mit Riem verband.

In den Logen der Tribünen saßen hübsche Frauen in eleganten Sommertoiletten, große Hüte nickten, verschoben sich, wurden von kleinen Händen vorsichtig aber energisch wieder zurechtgerückt. Man winkte sich gegen-

ſeitig mit Fächern zu, mit parfümierten Taſchentüchern oder mit ein paar Roſen, die man ſich ſelbſt gekauft hatte, mit denen man aber kokettierte, als ob ſie weiß Gott welche zarte, heimliche Geſchichte wüßten. Herren in Zivil und Offiziere kamen an die Logenbrüſtungen, um ein paar Worte über das ſchöne Wetter zu ſagen und dann die Chancen der einzelnen Pferde zu erörtern. „Bubi" galt ja ziemlich allgemein als der kommende Held, es hieß, daß am Totaliſator ſo große Summen auf ihn geſetzt ſeien, wie nie zuvor Riem ſie erlebt hatte. Aber es gab doch etliche, die nicht ſo felſenfeſt von ihm überzeugt waren und mehr an die Stute „Izuna" glaubten, die dem kleinen Grafen Baſſewitz von den Bamberger Ulanen gehörte. Und noch andre ſchworen auf „Randolf", einen engliſchen Renner, der einen heimtückiſchen Zug in ſeinem edlen Pferdegeſicht hatte, und deſſen Herr ein Wittelsbacher war, einer der Biederſteiner Herzöge. Aber nicht nur Sportsleute und Uniformen ſah man, ſondern auch Zeichner von den „Fliegenden Blättern", der „Jugend" und dem „Simpliziſſimus" waren gekommen, um hier Modelle zu ſuchen und zu finden. Der bekannte Simpliziſſimuszeichner intereſſierte die Damen am meiſten; wie er in die Nähe einer Loge oder eines Wagens kam, bemühten ſie ſich, jene elegante Nonchalance, jenen ſelbſtverſtändlichen Schick in Haltung und Geſte zu offenbaren, die ſeine Ariſtokratinnen mit den rotbraunen Haaren und tailor made dresses zeigten. ... Auch Anton Rothauer war erſchienen, um Frauenſtudien zu machen, für Pferdeſport intereſſierte er ſich wenig. Er war mit der kleinen norddeutſchen Hoheit gekommen,

die jetzt mit dem jüngeren Herzog von Biederſtein und einigen Offizieren im Geſpräch auf dem Sattelplatz ſtand. Durch all das Flirren, Surren, Grüßen, Lachen ging plötzlich eine Bewegung, die aller Blicke nach derſelben Richtung trieb; ein geflüſtertes „Aha“ ſtrich durch die Logen, in denen die Eingeweihten der Geſellſchaft ſaßen, in ſtummer Neugier ſah die große Menge auf das Gefährt, das jetzt eben in die Wagenreihe einbog. Ein prächtiger Viererzug von Rappen in Silber geſchirrt, die Mähnen mit Silberperlen betropft. Ein junger, eleganter Mann mit lodernden, dunklen Augen hielt die Zügel. Regungslos, wie eine polychrome Statue ſaß der Diener in Napoleonspoſe auf ſeinem Bänkchen, indes die beiden hellgekleideten Damen im Wagen ſprachen und lachten und voll gieriger Wonne die Blicke fühlten, die in Bewunderung und Neid auf ſie gerichtet waren.

Saranoff ſprang vom Kutſchbock herab, hob Tilde und Frau von Merk mit jener graziöſen Unterwürfigkeit heraus, die ſein Raſſeerbteil war und die ihm ſo gut ſtand. Er führte ſie zur Loge, in der Olga mit den Kindern ſchon auf ſie wartete. Nachdem er den Damen die Hand geküßt, empfahl er ſich, weil er ſich erſt noch auf dem Sattelplatz umſehen wollte.

„Spätter, wenn unſer ‚Bubi‘ leift, bin ich wieder da ‚hurra‘ ſchreien.“

Er ging. Stolz ſahen ihm die Merks nach und blickten ſich voll Genugtuung an. Es war wieder wie vor der Kirche: ſie fühlten, daß ſie ſchön waren, und ſie hörten, wie die ſilbernen Glocken im Jubelſturm um ſie her brauſten.

„Schade, daß Franzel nicht da iſt!“ ſagte Frau von Merk und die Töchter ſtimmten eifrig bei. Ohne daß ſie's wußten, logen ſie da alle drei, denn keine von ihnen vermißte Franzel wirklich. Im Gegenteil, Franzels ſtilles, verſchloſſenes Weſen hatte ſie gerade bei ſolch lauten Feſtlichkeiten oft geſtört, ſchon weil Franzel wenig Verſtändnis hatte für geſellſchaftliche Inſzenierungen und gar keinen Inſtinkt für den Neid. Bosheiten, Nadelſtiche, wie ſie unter Frauen, beſonders unter jungen Mädchen üblich ſind, merkte ſie meiſt nicht, und wenn ſie ſie merkte, ging ſie mit einem kleinen Verachtungslächeln darüber weg. Heute waren die Mama, Olga und Tilde eigentlich zum erſtenmal unter ſich, freudig verbunden durch ein Gefühl, das die junge Frau Doktor Benedikt doch nur halb verſtanden hätte ...

Die erſten Rennen gingen ziemlich eindruckslos vorüber; ſie waren nur eine Ouvertüre, während der ſich die Zuſchauer ſammeln mochten für das große Schauſpiel — das Rennen um den erſten Preis — das ihnen noch bevorſtand.

Als „Izuna“, „Bubi“ und „Randolf“ angetänzelt kamen, ging wieder eine große Bewegung durch die Menge. Jeder fühlte, „jetzt gilt's!“ Jeder wollte gierig ein Stück der Spannung einſchlucken, die ſich angeſammelt hatte, und von der die ganze Luft ringsum zu beben ſchien, wie unter unſichtbaren elektriſchen Entladungen ...

Alle Operngläſer und Feldſtecher richteten ſich auf dieſe drei Gäule, die andern, die noch mitliefen, ſah man kaum an. „Bubi“ gefiel faſt allgemein am beſten,

im Gegenſatz zu „Randolfs“ perfidem Geſicht war er ſozuſagen ein joviales Roß, dem man eigentlich zugetraut hätte, daß es lachte. Es hatte ſo etwas Freudiges, Zuverſichtliches in ſeinem ſchlanken Gang und ſeinen blanken Augen. Sein falbes Fell mit dem ſchwarzen Schweif glänzte von Jugend, und wie es jetzt ein paarmal laut wieherte, ſchien es ſich gar nicht halten zu können vor Übermut und Siegesluſt. Olga nickte ihrem Mann entzückt zu, aber er war zu weit entfernt und ſah ſie nicht, obſchon ſie neben den Kindern im Vordergrund der Loge ſaß, während Mama, Tilde und Saranoff die erhöhten Rückplätze eingenommen hatten.

Die Pferde ſchoſſen dahin. Zu Anfang war es natürlich ziemlich unklar, wer die Tete halten würde. Weder „Izuna“ noch „Randolf“ noch „Bubi“ zeichneten ſich jetzt ſchon aus, vielmehr tauchte ein Outſider auf, deſſen kein Menſch bisher geachtet hatte: ein unwahrſcheinlich hochbeiniger Bräunling, der dem jungen Leutnant Kellermann vom Leibregiment gehörte.

„Wie heißt der Gaul denn?“

Wie er hieß? „Graziella“ oder irgend ſo was. Sein Name tut auch gar nichts zur Sache, die Geſchichte mit den Outſidern, die jedesmal plötzlich auftauchten, kannte man doch. Die legten immer unverſehens mit Bombeneifer los, verrannten ſich gleich am Anfang und wenn's zum Klappen kam, blieben ſie weit hinten. Nein, „Izuna“, „Randolf“, „Bubi“ hieß das Triumvirat, aus dem der heutige Cäſar hervorgehen mußte ...

Wirklich, beim zweiten Umritt ließ „Graziella“ ſchon aus und „Randolf“ ſtürmte an die Spitze, gefolgt von

„Bubi", der kaum eine halbe Naſenlänge hinter ihm blieb. Mit langgezogenem Körper, perfide Seitenblicke auf „Bubi" ſchleudernd, ſchoß der Engländer mit ſeinem Herzog dahin, raſend vor Temperament, mit funkenſprühenden Hufen ſetzte „Bubi" ihm nach, ihn überholend, dann wieder zurückbleibend, ihn nochmals überholend und abermals weichend. „Izuna" zottelte nur mehr hinterher und „Graziella" ſchien allen Aſpirationen entſagt zu haben. „Bubi" — „Randolf", nur um die beiden kann ſich's noch handeln, das fühlt jeder, und jeder ſchaut mit angehaltenem Atem den Gäulen nach, die nur mehr wie Lichtpunkte dahinfliegen. Die Hinderniſſe ſcheinen für ſie gar keine zu ſein: „Randolf" gleitet über Hürden und Gräben geſchmeidig wie eine Schlange weg, „Bubi" überſpringt ſie mit tollem Aufbäumen, als wollt' er jedesmal ſchreien: „Hui, iſt das ſchön!" Bei der einen Hürde iſt ihm „Randolf" wieder voran, gleitet wieder mit ſeiner liſtigen Nonchalance darüber weg, als hätt' er nur Knorpeln ſtatt Knochen im Leibe. Da entbrennt in „Bubi" eine prachtvolle Luſt: wie der böſe Feind ſprengt er heran, daß ſeine Hufe weithin braune, hohe Flocken aufſpritzen. Sprengt heran, raſt an „Randolf" vorbei, daß die Sättel ſich ſtreifen, nimmt die Hürde ...

Da ſchreit Olga auf. Schreit ſo gell, ſo herzzerreißend auf, daß alle zuerſt nach der Loge blicken und erſt dann auf den Turf, wo die Lichtfunken plötzlich aufgehört haben zu raſen. Neben der letzten Hürde wälzt ſich ein falbes Pferd auf der Erde. Unter ſeinen Flanken ſtrömt Blut hervor —

Ein Murmeln geht durch die Menge: wohlig-gruſelnd

ſtarrt die Neugier auf die ſchöne Frau im weißen Kleid, die mit verſtörtem Geſicht, laut ſchreiend aus der Loge ſtürzt, auf den Turf zu. Saranoff ſtürzt ihr nach. Mit Mühe nur hat er Tilde und die Mutter in der Loge zurückgehalten, daß ſie bei den Kindern bleiben, die noch nicht wiſſen, was geſchehen iſt, aber doch ſchon weinen und „Papa, Papa!“ rufen.

Olga läuft wie eine Irrſinnige; ſie weiß gar nicht, welche Richtung ſie nehmen muß, um zu ihrem Mann zu kommen. Sie läuft nur immer geradezu; ihr großer Hut mit den drei weißen Federn nickt und wippt unaufhörlich. Sie hat das Gefühl, als ob er ſie am Laufen hinderte, und da reißt ſie die Nadeln heraus, die ihn halten, und ſchleudert ihn weg, auf die Erde. Barhaupt, mit flatternden, blonden Strähnen läuft ſie weiter, und alle weichen vor ihr zurück, machen ihr Platz, weiſen ihr wohl auch den Weg. Sie hört aber gar nichts und ſie weiß auch gar nichts mehr, nur daß ſie immer weiterlaufen muß, bis ſie bei ihrem Mann iſt ...

Saranoff holt ſie endlich ein. Er nimmt ihren Arm in ſeinen rechten, in der linken Hand trägt er ihren Hut. So führt er ſie zum Turf, auf dem ſchon Sanitätsbeamte tätig ſind und zwei Ärzte neben der Hürde knieen. Es war ein grauenhafter Anblick, der ſich da bot, ſo grauenhaft, daß Saranoff es verſtanden hätte, wenn Olga alsbald bewußtlos geworden wäre. „Bubi“ war mit ſeinem Herrn an der Hürde geſtürzt, der Rittmeiſter hatte nicht mehr Zeit gehabt, aus den Bügeln zu kommen, und auf ihm wälzte ſich jetzt das in Angſt und Schmerz niedergebrochene Tier —

Der Wagen des Samaritervereins brachte den Sterbenden nach Hause. Hinter ihm, in einem geschlossenen Auto, fuhren seine Frau und seine Schwiegermutter. Frau von Merk hielt Olga in den Armen, die unaufhörlich stöhnte. Den ganzen, langen Weg von Riem zur Briennerstraße verstummte dies Stöhnen nicht einen Augenblick. Frau von Merk starrte mit leeren, brennenden Augen zu den Fenstern des Wagens hinaus. Immer wieder jagte dasselbe Bild neben ihr her: das fahle Pferd, das sich auf der Erde wälzte und unter dessen Flanken Blut vorrieselte. Wenn sie entsetzt die Augen schloß, um es nicht mehr zu sehen, hörte sie das herzzerreißende Stöhnen der Tochter —

Saranoff hatte sich erboten, Tilde und die Kinder heimzubegleiten. Er überließ den Viererzug dem Bedienten und bestieg mit seiner Braut und den Kleinen einen Mietswagen. Er redete während der Fahrt tröstend auf Tilde ein, die völlig verstört war, und streichelte den Kindern die Haare und sagte ihnen, daß sie keine Angst haben sollten, daß ihr Papa sicher bald gesund sein würde. Er war ernst und ruhig, wie die Situation es erforderte, aber keineswegs fassungslos. Niemand konnte ihm anmerken, daß er auf Bubis Sieg am Totalisator seine letzten zwanzigtausend Mark verwettet hatte —

Achtes Kapitel.

Rittmeister Hertling war gestorben, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Drei Tage war er noch dagelegen, wie sie ihn von Riem heimgebracht

hatten — ein Leichnam, in dem ein Reſt von Atem wehte. Am Abend des dritten Tages war es dann zu Ende ...

Als er den letzten Seufzer verhaucht hatte, fiel Olga in Ohnmacht. Die drei Tage her hatte ſie ſich tapfer gehalten und mit ihrer Mutter und einer Krankenſchweſter den Sterbenden gepflegt, ſo gut ſie's verſtand. Sie war ungeübt in ſolchem Werk und auch nicht geſchickt, aber es lag etwas Rührendes in dem guten Willen, mit dem ſie alles machte und machen wollte. Sie klammerte ſich in verzweifelter Hingebung an das entfliehende Leben ihres Mannes, dem ſie doch in geſunden Tagen immer nur eine durchſchnittliche, nie eine leidenſchaftliche Zärtlichkeit entgegengetragen hatte. Sie klammerte ſich an ihn, wie ein Menſch ſich nur anklammern kann, der nichts mehr iſt, wenn der andre von ihm geht. Ihr Optimismus, ihre Selbſtüberſchätzung, ihre Renommiſterei waren völlig zuſammengebrochen. Nichts war geblieben, als die verzweifelte Bitte: „Herrgott, laß ihn uns, nimm ihn uns nicht. Was ſoll aus uns werden, wenn er nicht mehr da iſt?!"

Vom Totenbett des Rittmeiſters ging die barmherzige Schweſter mit ihren geräuſchloſen Schritten an das Krankenbett ſeiner Witwe, denn als Olga aus ihrer Ohnmacht erwachte, hatte ſie ſtarkes Fieber und war tagelang unfähig aufzuſtehen. Der Tod des Mannes war der erſte Schmerz, den die mehr als Dreißigjährige erlebte, darum eben fand er ſie ſo faſſungslos, ſo ohne jede Übung, ihm zu begegnen, ohne jede Erkenntnis, daß auch er, wie alles Irdiſche, vergänglich ſei. Mit der ganzen Ungebrochenheit des

Menſchen, der nie Trübes erlebt hat, gab ſich Olga körperlich und ſeeliſch ihrem Jammer hin — wie ſie auf dem Wege von Riem unaufhörlich geſtöhnt hatte, ſo weinte ſie jetzt unaufhörlich, daß man ihr Schlafmittel geben mußte, nur um ihr ein paar Stunden Ruhe zu verſchaffen. Aber noch im Traum ſchluchzte dieſe ungebrochene Kraft des Schmerzes weiter, wenngleich Olga ſchlummerte und nicht wußte, daß ſie weinte. —

Frau von Merk und Tilde waren natürlich den ganzen Tag in der Hertlingſchen Wohnung. Tilde ſaß meiſt mit der Bonne bei Erik und Madlon, die nach echter Kinderart trotz all des Gräßlichen, das geſchehen war, ſchon wieder vergnügt ſpielten und gerne glaubten, daß Papa und Mama in ein paar Tagen geſund und heiter mit ihnen ausfahren würden. Frau von Merk wich nicht von Olgas Seite. Seit dem Tage von Riem hatte ſie ſie nicht eine Stunde allein gelaſſen. Sie hatte ſie in ihren Armen aufgefangen, als Olga neben dem Sterbenden zuſammengeſtürzt war, und ſie ſaß jetzt neben ihrem Bett, merkte kaum, wie die Stunden gingen, daß es Nacht wurde, Tag und wieder Nacht; verſenkt und verſonnen war ſie in Leid und Leidgedanken. Sie begriff eigentlich noch gar nichts von dem, was geſchehen war. Sie wußte nur, daß ihr Schwiegerſohn tot, ihre Tochter im Fieber lag — an eine Zukunft darüber hinaus vermochte ſie noch nicht zu denken.

Das junge Paar aus Jena war gekommen. Doktor Benedikt wollte natürlich dem Begräbnis ſeines Schwagers anwohnen, Franzi den Ihrigen beiſtehen, ſo gut ſie's konnte.

„Wenn ich's nur auch wirklich kann," ſagte ſie zu ihrem Mann, während ſie im Schnellzug nach München fuhren. „Wenn man ſelber ſo glücklich iſt, wirkt man doch durch ſeine bloße Gegenwart ſchon beleidigend für Unglückliche ..."

Er hatte zerſtreut gelächelt und ihr flüchtig die Hand geſtreichelt. Er war jetzt überhaupt oft zerſtreut und ſeine Liebkoſung flüchtig. Zuweilen, wenn er ſeine Frau küßte, ſchloß er die Lider und ſchien zu vergeſſen, daß er Franzi in den Armen hielt. Dann, mit einem Male riß er die Augen auf und ſah ſie mit einem fremden, erſtaunten Blick an, wie damals, beim Hochzeitsmahl — — Franzi merkte wohl, daß etwas ihn im Bann hielt, ihn von ihr wegführte. Sie grämte ſich aber nicht darum, denn ſie dachte, es wäre ſein neues Buch, an dem er eben ſchrieb, und ſie hatte ſich feſt vorgenommen, eine vernünftige Frau zu ſein, die keine Eiferſucht auf die Wiſſenſchaft aufkommen läßt. Sie kam ſich neben ihrem Mann ohnehin immer ſo unbedeutend vor, daß ſie gleich nach ihrer Ankunft in Jena begonnen hatte, ihre durchſchnittliche, fadenſcheinige Höhere-Tochter-Bildung zu verbeſſern, wie ſie nur konnte. Sie hörte etliche Kollegien und las ernſte Bücher, während ſie bis dahin nur die ſogenannte ſchöne Literatur, und zwar nicht von ihrer vorteilhafteſten Seite, kennen gelernt hatte. Frau von Merk war zwar in dieſem Punkt nie engherzig geweſen und hatte nicht verlangt, daß ihre Töchter etwa nur Nataly von Eſchſtruth kultivieren ſollten, aber eine geiſtige Atmoſphäre hatte im Hauſe Merk nie geweht. In ihrem eigenen Hauſe, im Umkreiſe Doktor Benedikts lernte

Franzi zum erstenmal geistige Strömungen, geistige Reize kennen, hier hörte sie zum erstenmal, daß man Nachmittage und Abende verplaudern konnte, ohne von Theater, Bällen und Klatsch zu reden, und sie kam sich wie verwandelt vor. Sie war von Natur aus ernsthaft und wißbegierig, oft hatte sie daheim bei den Gesprächen von Mutter und Schwestern eine unbestimmte Sehnsucht empfunden, ein kleines, nagendes Weh am Herzen, für das sie keinen Namen gewußt hätte. Sie war sich dann wohl selbst überspannt vorgekommen, hatte gemeint, daß nur ihr Mangel an Schönheit und gesellschaftlichem Talent sie verständnislos machte für diese endlosen Konversationen über Erfolg und Neid. Jetzt, neben dem geistig hochstehenden Mann merkte sie, daß Besitz war, was ihr Mangel geschienen hatte, und dankbar, mit glückseligem Lächeln ging sie ans Lernen, ans Erkennen von Dingen, an die man im Hause Merk keinen Gedanken gewendet hatte.

Frau von Merk und Tilde waren sehr froh, daß beide Benedikts kamen. Zunächst gab es jetzt doch eine Menge von gerichtlichen und geschäftlichen Angelegenheiten, die ein Mann, ein reifer Mann erledigen mußte, für die Saranoff zu jung schien, ganz abgesehen davon, daß er Ausländer war und also nicht vertraut mit deutschen Formeln und Formalitäten. Franzi nahm indes die Zügel des Hertlingschen Haushaltes in die Hand, oder versuchte wenigstens sie zu nehmen. Bald merkte sie aber, daß es besser war, sich ganz zurückzuhalten, alles gehen zu lassen, wie es ging, bis Olga selbst wieder imstande sein würde, ihrer Wirtschaft

vorzuſtehen. Franzi war ſelbſt noch keine hervorragende Hausfrau und wußte das auch — die Merkſchen Mädchen, die nur auf glänzende Heiraten hin erzogen waren, verſtanden nicht gar viel von Küche und Wäſche, weil ſolches Verſtändnis gar nicht zu ihrem Lebensprogramm gehört hatte. Soviel begriff aber Franzi doch, daß im Hauſe Hertling eine abſolute Dienſtbotenherrſchaft am Ruder war. Da Olga teure Leute hielt, ſah äußerlich natürlich alles tadellos aus — aber die Interna waren entſetzlich. Die Köchin betrog nicht nur ausgiebig, ſondern warf auch Butter ins Feuer, damit es ſchneller brennen ſollte, und buchte einen monatlichen Kaffeeverbrauch von einem Viertelzentner. Die Wäſcheſchränke waren zwar mit geblumter Seide beſpannt und Eau de Lavende parfümiert, aber jeder Bettbezug, jedes Tiſchtuch war zerriſſen. Die Jungfer erklärte auf eine dahinzielende Frage Franzis ſchnippiſch, das hätte man gelegentlich ſchon einmal gemacht, für alle Tage ſei die Inſtandhaltung der Toiletten von Frau Rittmeiſter wohl wichtiger geweſen als „das biſſel zerriſſene Wäſche". „Darüber hat ſich die gnädige Frau nie aufgeregt. Wenn wir Einladungen gehabt haben, iſt doch alles neu angeſchafft worden."

In der Holzkammer, im Putzzimmer des Burſchen herrſchte ein Tohuwabohu, das unbeſchreiblich war, und dasſelbe Tohuwabohu wies die finanzielle Seite. Unabläſſig kamen Rechnungen, von denen irgendeiner der Dienſtboten behauptete, daß er ſie längſt im Auftrage der Herrſchaft bezahlt habe, aber faſt nie konnte er die Quittung darüber vorweiſen. Dabei wußte niemand, wo und ob eine größere Summe Bargeld im Hauſe

ſei. Im Schreibtiſch des Rittmeiſters hatten ſich vierhundert, in Olgas Schatulle zweihundert Mark gefunden; das reichte im Augenblick nicht einmal für die laufenden Ausgaben, ſo daß Frau von Merk zweitauſend Mark von ihrem Bankkonto abheben ließ, um in dieſen ſchrecklichen Tagen nicht auch noch mit kleinen Geldverlegenheiten beläſtigt zu werden.

Das Begräbnis war vorüber; mit klingendem Spiel zogen die Truppen in die Kaſerne zurück. Frau von Merk und Franzi ſaßen bei Olga, die nun fieberfrei war, aber ſo matt und elend, daß ſie kaum ein Glied rühren konnte. Erik war mit Doktor Benedikt und Saranoff auf dem Friedhof geweſen, und man hielt ihn jetzt von der Mutter fern, damit ſein ſchwarzes Anzügelchen und ſeine verweinten Augen ſie nicht aufs neue erregen ſollten. Die kleine Madlon war bei den Frauen und ſpielte mit ihrer Puppe „Krankſein".

Doktor Benedikt ſaß am Schreibtiſch des Rittmeiſters und begann die Papiere des Verſtorbenen zu ſichten; im Nebenzimmer, getrennt von den andern, waren Tilde und Saranoff. Saranoff war ungewöhnlich bewegt; er, der ſonſt ſo Heitere, ſprach heute Worte, wie ſie Tilde noch nie von ihm gehört hatte. Sie ſaß in einem großen Lehnſtuhl zuſammengekauert am Fenſter; das ſtumpfe Schwarz der Trauerkleidung machte ſie ſchlanker und ernſter, gab ihr den Reiz einer jungen Frau. Saranoff ſtand neben ihr und ſah hinaus in den Frühſommerregen, der draußen traurig und dennoch voll ſüßer Verheißung niederging. Er preßte ihre Hand an ſeine Augen.

„O Liebe, der Tod iſt häßlich, ſo häßlich ..."

„Schrecklich iſt er! Ach, wie ſchrecklich!“ Sie begann zu weinen.

„Nit weinen, Liebling! Nit deine ſchönen Augen für eine ſo häßliche Sache ruinieren!“

„Es war doch mein Schwager. ... Denk nur, die arme Olga ...“

Er beugte ſich zu ihr nieder, legte ſeinen Arm um ihren Hals, daß ihr Kopf wie in einer weichen Schlinge an ſeiner Bruſt lag.

„O chérie, dein Schwager ... deine Schweſter ... denk nicht immer an ſie! Denk ein wenig an dich ... an mich. Sie haben ihr Glück gehabt mehr als zehn Jahre lang. ... Zehn Jahre ... eine Ewigkeit, wenn man's denkt! Wir aber haben noch nichts gehabt ... auf uns wartet das Leben noch! O, petite fille, sais-tu ce que c'est que la vie? Ah non, tu ne le sais pas, peut-être ne le sauras-tu jamais!“

„Ach, Wladi, was redeſt du da?“

„Das Leben — Liebling, weißt du, was das Leben iſt, was das heißt ‚leben‘?“ (Seine Augen blitzten und er ſah durchs Fenſter weg in die Weite, als erſpähe er draußen in fernſter Ferne einen goldenen Reiter.) „Spielen heißt's, immerfort ſpielen! Scheinbar verlieren, aber doch immer wieder gewinnen, bis — ja bis natirlich der Tod kommt. Der behält zuletzt recht. Aber bis dahin, Mädchen, ſpielen, mit allem ſpielen, mit dem Größten und mit dem Kleinſten — ſiehſt du, das heißt leben!“

Sie verſtand gar nichts von dem, was er da ſagte. Sie ſchmiegte ſich ängſtlich an ihn: „O Schatz, ich weiß nicht, was du willſt ... ich fürchte mich beinahe.“

„Vor mir?"

„Ich weiß nicht. Du redeſt ſo ſonderbar ..."

Er küßte ihre Haare.

„Mein armes Lieb! Du hörſt ja nichts andres mehr als Tod und immer wieder Tod. ... Und das Leben iſt doch ſo ſchön und es iſt ſo ſchön, ſo unſäglich ſchön, es zu genießen, bis zuletzt."

Er preßte ſie an ſich. Ein wenig unwillig machte ſie ſich los.

„Wladi, wie magſt du in einem Trauerhauſe ſolche Dinge reden?"

Er nahm ſie wieder in ſeine Arme, ſprach leiſe über ſie hin, als erzählte er ſich ſelber ſeine Gedanken: „Tod und Leben — ſie haſſen einander und müſſen doch einander ewig gebären. Als Mittlerin ſteht zwiſchen ihnen die Liebe, ſie iſt's, die ihre beiden Hände faßt und für Sekunden ineinander legt. Liebe, das iſt Tod und Leben zugleich, iſt in einem Atemzug gepreßt alle Luſt und alle Qual, für die Dante erſt das Paradies und die Hölle durchwandern mußte. Liebe, Liebchen, liebe mich, ſolange du's noch kannſt! Wer weiß, was morgen iſt!"

„Was ſollte anders ſein, als heute, als an allen andern Tagen? Verlier nur die Geduld nicht, Schatz! Wir werden ja nicht ewig trauern und weinen. ... Denk nur, wie hübſch es ſein wird, wenn wir erſt unſre Verlobung publizieren —"

Er reckte die Arme, wie in einem ungeſtümen Bedürfnis nach Freiheit, nach Luft.

„O chérie, du weißt nicht, wie all dies hier auf mir laſtet! Welch eine Sehnſucht ich habe, dich wieder

einmal freudig zu ſehen, mit deinem ſchönen Lachen und deinen ſüßen, ſüßen Augen ... dich wieder in hellen Farben zu ſehen und zu fühlen, daß du mein biſt, ganz mein. ... Jetzt gehörſt du zur Hälfte den andern ..."

„Muß ich nicht?"

„Nein, nein. Mir gehörſt du, mir und dem Leben! Nicht den Toten und den Trauernden ..."

Sie umſchlang ihn zart und küßte ihn.

„Ich werde dir ſpäter gehören, ganz und für immer —"

Er lachte kurz auf.

„Später, Liebchen, das iſt ein ſchlechter Troſt. ... Nun, nun, ſei nur nicht böſe! Ich weiß, daß du eine gute Tochter und eine gute Schweſter biſt ... aber ſei auch zu mir ein bißchen gut, ein klein bißchen? Trink nachher, ſo gegen ſieben Uhr, den Tee bei mir, willſt du? Siehſt du, ich möchte dich wieder einmal in einer andern Umgebung haben, nicht immer hier, zwiſchen Karbolgeruch und Tränen ... du ſollſt dich und all das hier einmal für eine Stunde vergeſſen! Wir wollen allein ſein, in einem heiteren Winkel, ein paar Zigaretten rauchen, uns küſſen und ſchwatzen — von uns, nur von uns. Von unſrer Liebe, von unſrer Zukunft, von allem, was du willſt. ... Nur einmal vergeſſen, daß es andres auf der Welt gibt, als dich und mich. ... Willſt du? O ſag ja! Bitte, bitte, Schöne, Einzige, ſag ja!"

„Aber Schatz, das geht doch nicht! Ich kann doch nicht allein zu dir, in deine Wohnung gehen!"

„Niemand wird dich ſehen! Laß das nur meine Sorge ſein."

Er drang in ſie mit Zärtlichkeiten, mit ſanften, verführeriſchen Liebkoſungen. Und er fühlte, daß ſie ſchwankend wurde, daß ihre Jugend ſich zu regen und ſeine Sehnſucht auch die ihre zu werden begann: daß ſie lechzte nach einer Stunde, die frei war von dem furchtbaren Schatten, der jetzt über ihnen allen lagerte. — Sie ging hinein zu ihrer Mutter und fragte, ob ſie mit Saranoff ein Stündchen an die Luft gehen dürfe, und Frau von Merk ſagte ganz gedankenlos: „Ja."

Saranoff jauchzte innerlich. Endlich hatte er dies ſpröde Geſchöpf doch erobert, endlich war ſie, die ihm immer ſo ſeltſam-gefühllos geſchienen hatte, weich und warm geworden unter ſeinen ſchmeichelnden Worten, ein Weib, wie die andern auch, die er vor ihr in den Armen gehalten hatte ...

Sie durchquerten den Engliſchen Garten, der ganz grün und ganz einſam lag in regenſchwerer Sommerdämmerung. Tilde hatte den dicken Kreppſchleier vor dem Geſicht, der nichts von ihren Zügen verriet und ihr auch den Blick dämpfte, daß ſie alles ringsum undeutlicher ſah als ſonſt. Sie ſpürte trotzdem, daß Saranoffs Augen unabläſſig auf ihr ruhten, anders, heißer als je zuvor ... ſie fing an, ſich von ſeinen Blicken bedrängt zu fühlen, ſie wurde verlegen ... rot ... einſilbig. ... Bald ſtockte das Geſpräch ganz — in tiefem, ſchickſalsſchwerem Schweigen ſchritten die jungen Leute in den Abend hinein.

„In einer Stunde biſt du wieder zu Hauſe," ſagte Saranoff, der merkte, daß ſie um ſo ängſtlicher wurde, je mehr ſie ſich der Prinzregentenſtraße näherten. „Eine Stunde genügt für drei Taſſen Tee, ſechs Zi-

garetten und hundert Küſſe — mehr will ich nicht! Das iſt doch beſcheiden, Liebling, nicht?"

Sie nickte ſtumm, zog den Schleier feſter um ſich. Alles, was ſeit einer halben Stunde geſchah, was ſie ſelbſt tat, kam ihr ſo unwahrſcheinlich vor, ſo nur im Traum getan und erlebt, daß ſie immer meinte, nun müſſe ſie aufwachen und daheim ſitzen, neben Mama und Franzi an Olgas Bett. Und ein ſeltſames Gefühl, das ſie ſelber nicht verſteht, ſteigt in ihr auf — ſie begreift gar nicht, daß und wieſo ſie Saranoffs Braut iſt. Die ſchwüle Atmoſphäre, die er vorhin mit ſeiner einſchmeichelnden Stimme und ſeinen Liebkoſungen um ſie zu breiten wußte, iſt in der friſchen Luft des kühlen Sommerabends verflogen wie Rauch. Ihr iſt's, als ginge ſie da mit einem ganz fremden Mann im Engliſchen Garten ſpazieren. Mit einem ganz fremden Mann — und folgt ihm doch und biegt ſchon mit ihm in die Straße ein, in der er wohnt. ... Sie verſteht die eigene Zwieſpältigkeit nicht. Sie geht ohne Zögern, wortlos immer weiter mit ihm bis vor ſeine Tür. ... Und da geſchieht dann etwas Seltſames. Etwas, was ſie gar nicht mit Bewußtſein wollte, was ſie gar nicht beabſichtigt hatte, was ihr ſelber lächerlich und unverſtändlich vorkam. ... Gerade als Saranoff den Schlüſſel ins Schloß ſteckte, machte ſie kehrt und lief in atemloſer Eile die Treppen wieder hinab, aus dem Hauſe, die Straße entlang. Lief ſo atemlos, daß Saranoff, der ihr nach wollte, davon abließ, weil er fürchtete, in der ſtillen Straße ſonſt Aufſehen zu erregen. Er murmelte einen Fluch vor ſich hin und begab ſich zurück in ſein behagliches Zimmer, wo ſchon

Tee und Zigaretten für ihn bereitet ſtanden. Nur die hundert Küſſe fehlten ...

Er warf ſich auf den Diwan und war wütend. So ſchön hatte er ſich dieſe Stunde mit ihr gedacht, dieſe erſte und letzte Stunde ihrer heißen Liebe — denn morgen? „Liebchen, wer weiß, was morgen iſt?“ Nun, er wußte es ſchon und darum eben hatte er's ſo prachtvoll gemeint, in einem Raketenfeuer von Liebe und Fröhlichkeit, das Abenteuer, „München“ betitelt, zu beſchließen. Après nous le déluge — was der nächſte Morgen bringen würde, ſollte ihn nicht kümmern. ... Er war wütend. Er paffte blitzſchnell ein halbes Dutzend Zigaretten. Was war eigentlich mit eins in das Mädchen gefahren? War er zu ſtürmiſch geweſen, hatte ſein Ungeſtüm ihre Scheu erſchreckt, die eben erſt die Augen geſchloſſen hatte? Er überdachte jedes ſeiner Worte, jede Liebkoſung, jede Geſte — er fand nichts, was er ſich zum Vorwurf machen, was ihre plötzliche Flucht rechtfertigen konnte. Er verſtand ja gar nichts von dieſem Mädchen, an dem ihn immer nur die Schönheit gereizt hatte. Er wußte nichts von ihrer Seele, wußte nicht, daß das Weib in ihr noch ſchlummerte und daß ſie noch viel zu jung, viel zu ungeprüft und verwöhnt war, als daß ſie in einer Stunde ſchrankenloſer Hingebung ihres Lebens letzte Erfüllung geſehen hätte. Und vor allem wußte er oder begriff er nicht, daß ſie ihn nur gern mochte, aber keineswegs liebte und daß alſo der Stolz ihrer Mädchenhaftigkeit ganz unſchwer eine augenblickliche Wallung beſiegen konnte —

Er war wütend und beſchloß, den angebrochenen Abend im Klub zu verbringen. Ein paar blaue Noten

waren ihm ja noch geblieben ... wer weiß, vielleicht hatte er Glück im Jeu ... nach dem mißlungenen Abenteuer mußt' er's eigentlich haben. ... Alſo, vogue la galère! Und wie immer ſich's wenden mochte — morgen abend hatte er München ſchon im Rücken ...

Tilde war indes weitergelaufen; ſie hatte nicht einmal gewagt, ſich umzuſehen, weil ſie fürchtete, daß er ſie verfolgen konnte. Auf dem Haltplatz vor der öſterreichiſchen Geſandtſchaft ſtand eine Droſchke, flink ſtieg ſie ein und ſagte dem Kutſcher: „Schnell fahren, Sie kriegen ein gutes Trinkgeld."

Als ſie nach Hauſe kam, ſetzten ſich die Benedikts eben mit Erika und Madlon zum Abendeſſen; Frau von Merk verſuchte Olga ein wenig Hühnerbrühe einzuflößen. Tilde ſetzte ſich zu Schweſter und Schwager an den Tiſch.

„Hat dir die Luft gut getan?" fragte Franzi.

„O ja."

„Wollte Saranoff nicht mehr mit heraufkommen?"

„Nein, er hat, glaub' ich, noch Briefe zu erledigen!"

Ganz glatt log ſie und ebenſo glatt führte ſie mit Schweſter und Schwager ein gleichgültiges Geſpräch, verſuchte mit den Kindern ein wenig zu ſcherzen und hatte auch jetzt, wie vorhin, da ſie mit Saranoff ging, das Gefühl, daß alles, was ſie tat und ſprach, gar nicht wirklich geſchah, ſondern nur im Traum. Eine bleierne Müdigkeit lag ihr in den Gliedern. Gleich nach der Abendmahlzeit ſagte ſie: „Gute Nacht!" und ging zu Bett.

Neuntes Kapitel.

Als der Nachlaß des Rittmeisters endgültig geregelt wurde, als die Abrechnungen der Bank vorlagen und die gerichtlichen Auseinandersetzungen begannen, die das Erbe Olgas und ihrer Kinder schieden, wurde etwas Unerwartetes kund: Hertlings hatten seit Jahren von ihrem Kapital gezehrt. Ihre jährlichen Zinsen hatten weder für den Rennstall, noch für den Haushalt genügt, und so war das Vermögen, das Hertling mit in die Ehe gebracht hatte, auf einen Rest zusammengeschwunden, der für Olga nur eine bescheidene Rente abwarf, eine Rente so groß, wie das Gehalt eines Hauptmanns zweiter Klasse.

Frau von Merk war wie vor den Kopf geschlagen. Daß die Hertlings keine Rechenkünstler waren, hatte sie freilich gewußt, wohl auch gedacht, daß sie ab und zu zu Extraausgaben, wie etwa der Ankauf von „Bubi", etliche Tausend vom Vermögen nehmen würden — aber in zehn Jahren zweimalhunderttausend Mark zuzusetzen, das ging über ihre Begriffe. Zum erstenmal seit dem Tag von Riem wurde sie hart gegen Olga, die sich inzwischen erholt hatte und selber betroffen schien über das, was da schwarz auf weiß zu lesen stand.

„Olga, wie habt ihr gehaust! Über eure Verhältnisse ... schwindelhaft!"

Olga war noch blaß und nicht so tadellos blond wie sonst, aber ihr Selbstbewußtsein hielt doch erfreulicherweise schon wieder Schritt mit ihrer Genesung.

„Ach, Mama, verzeih, aber das verstehst du doch nicht ganz ... das waren Verhältnisse, die nicht mit

ganz bürgerlichem Maßſtab gemeſſen werden durften. Da wurde im großen ausgegeben, aber auch im großen verdient. . . . Wäre in Riem alles glatt gegangen, ſo hätte der arme Guſtav eben Zehntauſende an Preiſen auf allen möglichen Rennbahnen gewonnen und wir hätten uns wieder ſchön rangiert. Statt deſſen . . ."

Sie begann zu weinen und Frau von Merk ſchwieg. Es hatte ja auch gar keinen Sinn, dem verlorenen Gelde nachzuſpähen und nachzuklagen — die Hauptſache war jetzt, wie man mit dem vorhandenen wirtſchaften, wie man das künftige Leben einrichten ſollte.

Es waren unerfreuliche Perſpektiven, die ſich da vor Frau von Merk aufrollten, ſo unerfreulich, daß ſie ihr troſtlos vorkamen. Zunächſt verſuchte ſie's ihnen gegenüber mit der Vogel-Strauß-Politik: ſie wollte ganz einfach die häßlichen Gedanken nicht zu Ende denken, jagte ſie fort, ſobald ſie herankamen. Aber auf die Länge ging das doch nicht: Olga Hertlings Zukunft mußte bedacht, ihre ganze bisherige Lebenshaltung umgemodelt werden. Die große, teure Wohnung mußte aufgegeben, die koſtſpielige Dienerſchaft entlaſſen werden, Olga würde keine Pariſer Toilette mehr kaufen, keinen faſhionablen Landaufenthalt mehr wählen können. Sie, ſeit einem Jahrzehnt die bewunderte, beneidete Frau, mußte heruntersteigen auf das Niveau der Alltagswitwe, deren gute Tage zu Ende ſind, ſobald der Mann die Augen ſchließt. Und um ſie her würden Staunen und Schadenfreude flüſtern: „Habt ihr's ſchon gehört, ganz abgewirtſchaftet ſoll die Hertling ſein! Ja, ja, Hochmut kommt vor dem Fall!" Niemand würde mehr zur Frau von Merk ſagen: „Ja, Ihre

Olga, die hat das große Los gezogen!“ Im Gegenteil. Mit fatalem Mitleid und öliger Stimme würde man ſie fragen: „Wie geht's denn der guten Frau Rittmeiſter? Hat ſie ſich jetzt in ihr Schickſal gefunden? Ja, ja, jede Frau iſt ſchon halb geſtorben, wenn ihr der Mann ſtirbt. Aber ſie hat ja ihre Kinder —“ Noch hatte niemand ſo geſprochen, aber doch bäumte ſich ſchon alles in Frau von Merk auf. Olga, ihre Olga, ihr Stolz, das Prunkſtück ihrer Familie, ſollte keine andre Empfindung mehr bei andern auslöſen als Bedauern und ſie ſelbſt, die beneidete Mutter des Glücklieblings, ſollte in jedem Blicke leſen: „Ach, die arme Frau von Merk! Mit der Olga hat ſie Pech gehabt! Wollen ihr wünſchen, daß es bei den andern Töchtern beſſer glückt!“

Die beiden andern Töchter — ſie waren nun mehr denn je die Hoffnung, auf die ſich die Augen der Mutter ſehnſuchtsvoll richteten, wenn ſie müde und verzweifelt war über der Älteſten Geſchick. Noch war ja nicht alles verloren, noch konnte der Glanz, den Franzi und Tilde ins Haus trugen, tragen mußten, den Hertlingſchen Sturz überſtrahlen, ja vielleicht ſogar ſeine ſtärkſte Wirkung paralyſieren. ... Franzi freilich konnte mit ihrer guten, aber immerhin beſcheidenen Heirat nichts mehr an dem Los der Schweſter ändern; die Mutter mußte und wollte zufrieden ſein, daß ſie, die unſcheinbarſte der Töchter, immerhin eine Standespartie mit einer Zukunft gemacht hatte. Aber von Tilde war noch viel zu hoffen, Tildes Heirat mit Saranoff konnte vielleicht der Öffentlichkeit verhehlen, wie es bei Hertlings ſtand. Frau von Merk dachte ſich das ſo: in zwei Monaten

ſchloſſen die Hochſchulen und Saranoff hatte ſeinen Doktor. Dann ſofort Veröffentlichung der Verlobung und längſtens drei Monate ſpäter die Hochzeit. Dieſe fünf Monate hindurch wollte ſie, wenigſtens in den nach außen hin ſichtbaren Grundzügen, an Olgas Lebenshaltung nichts ändern laſſen, zudem die Wohnung ja ohnehin erſt Oktober gekündigt werden konnte. Bis Olga dann zum Suchen einer neuen kam, war Tilde ſchon verheiratet und die Mutter, jeder Töchterſorge ledig, Herr über die Einkünfte des Merkſchen Vermögens. Das war ja nicht übermäßig groß, warf vielleicht jährlich an zwölftauſend Mark ab, was für eine einzelne Dame doch ſchon anſehnlich heißen mochte. Und an eine einzelne Dame ſtellte man in keiner Hinſicht Anſprüche, ja, man würde es ſogar recht begreiflich finden, daß Frau von Merk ihren Haushalt dann ſehr verkleinerte. So konnte ſie dann Olga einen guten Zuſchuß geben, freilich lange nicht genug, um den alten Hertlingſchen Train fortzuſetzen, aber immerhin ſo viel, daß Olga vor Mitleid geſchützt war. Wenn Olga mit ihren zwei Kindern jährlich etwa zehntauſend Mark zu verzehren hatte, konnte noch ein gewiſſer, behaglicher Luxus entfaltet, eine elegante Wohnung genommen, die Bonne beibehalten, die Toiletten aus einem guten Atelier bezogen werden. Oder vielleicht gar führte die verwitwete Tochter mit der verwitweten Mutter einen gemeinſamen Haushalt — das würde ihre ganze Lebenshaltung verbilligen und dabei doch nach außen hin eine größere Bewegungsfreiheit geſtatten. Wenn *ein* Haushalt von *zwei* Einkommen beſtritten wurde, kam es ungleich wohlfeiler zu ſtehen,

als wenn jede für ſich lebte, und mit achtzehn- bis zwanzigtauſend Mark im Jahr war man ſicher vor allzu ſichtbaren Einſchränkungen, vor Mitleid und Schadenfreude.

Frau von Merk atmete auf, als ihr das einfiel. Sie ſprach mit Olga darüber und dieſe war der Idee des gemeinſamen Haushaltes gar nicht abgeneigt. Ihr graute nämlich im Innern vor der Vorſtellung, rechnen, einſparen zu müſſen, und ſie war ſehr froh, daß Mama ihr all dieſe Sorgen und Kleinlichkeiten, für die Olga ja doch eigentlich viel zu bedeutend war, abnehmen wollte. Daher ſagte ſie: „Ja, liebe Mama, ich verſtehe deinen Wunſch, nicht ganz allein zu bleiben und dich mit Wirtſchaftsſorgen zu plagen. Ich komme ſehr gern zu dir und nehme dir das alles ab ... du wirſt ſehen, Mama, ich kann mich in die kleineren Verhältniſſe ſchicken, wie früher in die großen. Der arme Guſtav ſagte ja immer: ‚Olga, du kannſt alles!‘ Das war natürlich übertrieben, aber eine kluge und tüchtige Frau kann viel ...“

Tilde ging gerade durchs Zimmer, als ſie den Schluß dieſer Tirade losließ, und mußte unwillkürlich lächeln. Die „kluge und tüchtige Frau“ ſchien die neueſte Errungenſchaft in Olgas Phraſenvokabularium, die würde man jetzt wahrſcheinlich bei jedem dritten Satz ſerviert bekommen. ... ‚Na,‘ dachte Tilde, ‚mich kümmert's nicht mehr lange. In einem halben Jahr ſitzen wir ſchon in Paris, in Kairo ...‘

Sie hatte zwar ihren Verlobten am Tage nach dem Begräbnis vergeblich erwartet, aber das kümmerte ſie nicht viel. Sie meinte, er wäre böſe auf ſie, auf ihr

törichtes Benehmen, das ihr ſelbſt in der Ruhe des hellen Morgens ganz unmotiviert vorkam, ſogar faſt ein wenig beleidigend für ihn. Was hatte ſie doch geſtern alles gewittert, geahnt, gefürchtet. ... Und war ſchließlich davongelaufen wie ein Schulmädel! Sie hätte doch ruhig eine Taſſe Tee bei ihm trinken, eine halbe Stunde bei ihm verplaudern und verküſſen können. ... Heute, da ſie mit ausgeruhten Nerven im Tageslicht der Dämmerſtunde von geſtern nachſann, ſagte ſie ſich: ‚Du warſt geſtern überreizt und haſt Geſpenſter geſehen! Er wollte dich einfach loslöſen von all dem Grauen hier und du, vom Grauen eben ſchon irr und wirr gemacht, haſt gleich weiß Gott was gedacht. ...‘ Sie wollte ihm gerade ein paar Zeilen ſchreiben und ihn bitten, nicht böſe zu ſein, als ſein Diener einen Brief für ſie brachte. Sie erſchrak einen Augenblick ſehr, riß nervös den Büttenumſchlag auf und überflog die engen, kraus geſchriebenen Zeilen. Sie atmete auf. Sie hatte ſchon mit einer Abſage gerechnet. Dem Himmel ſei Dank, das war es nicht! Nur die Mitteilung, daß eine Depeſche ihn nach Hauſe rief, weil ſein Vater lebensgefährlich erkrankt ſei. Der Brief war zärtlich und tat jenes ſeltſamen Spaziergangs mit keiner Silbe Erwähnung: „So unerwartet kommt mir dieſe Abreiſe in all unſre ſchönen Tage und Pläne hinein, gerade jetzt, wo Du, mein Liebling, mich ſo nötig hätteſt. Aber ich kann den Vater doch nicht allein krank ſein, vielleicht ſterben laſſen! Habe alſo Geduld und Nachſicht bis zum Wiederſehen, für das ich freilich im Augenblick nicht einmal einen Termin fixieren kann, denn noch weiß ich gar nicht, was dem

Vater fehlt. Sobald ich an Ort und Stelle bin, ſchreibe ich Dir ausführlich. Heut aber weiß ich ſchon, daß ich mich unabläſſig nach Dir ſehnen werde, und daß mein Leben kein Leben iſt, bis ich Dich wieder in den Armen halte. Viele Grüße an die liebe Mama und Schweſtern von Deinem Wladimir."

Frau von Merk war etwas unangenehm berührt, als Tilde ihr den Inhalt des Briefes mitteilte. Nur um Gottes willen jetzt keine Verzögerung der offiziellen Verlobung und der Heirat. Weiter dachte aber niemand über den Brief nach, nicht einmal Doktor Benedikt, der ſtets eine leiſe, wenn auch nie ausgeſprochene Antipathie gegen den jungen Ruſſen bewahrt hatte.

In den nächſten Tagen nach dem Begräbnis kehrte langſam alles ins alte Geleiſe zurück. Benedikts waren wieder abgereiſt, Olga war wieder wohlauf und ſah als junge, blonde Witwe ſehr verführeriſch aus, Frau von Merk erholte ſich in der Behaglichkeit des eigenen Heims von der anſtrengenden Doppelpflege und wünſchte ungeduldig jeden Tag vorbei, der die ſcheinbare Sanierung von Olgas Verhältniſſen verzögerte. Sie war jetzt faſt unabläſſig mit Rechnen beſchäftigt; wenn ſie mit einer Handarbeit oder einem Buch daſaß, ſprangen Ziffern über Plattſtich und Zeilen und wenn ſie ſchlaflos im Bett oder auf der Ottomane lag, marſchierten Zahlenreihen durch ihren Kopf, Regimenter von Zahlen, die ſich unabläſſig erneuerten, gleich einem Heer, das nach Millionen zählt. Seit ihrer kargen Mädchenzeit, da ſie mit der Mutter zuſammen ſich ſorgen mußte ums tägliche Brot, hatte ſie nicht mehr ſo verzweifelt gerechnet, wie jetzt. Mitunter hatte ſie

das Gefühl, daß ihr Gehirn ganz durchlöchert und zerſtampft ſein müßte von dieſen Regimentern, die fühllos, mit gleichmäßigem Schritt darüber hintrabten. Sie ſah weniger hübſch und friſch aus als ſonſt und zeigte zudem eine nervöſe Gereiztheit, die ihre Kinder früher nie an ihr gekannt hatten. Olga war dafür um ſo ruhiger und zuverſichtlicher.

„Mama, du wirſt ſehen, daß alles brillant geht! Du haſt ja keine Ahnung, w i e ich berechnen und einteilen kann, wenn's nötig iſt. ... Und was brauchen denn wir beide ſchließlich? Du haſt deine Kinder ſchon verſorgt, ich will die meinen zu einfachen, tüchtigen Menſchen erziehen, wie es einer Witwe von Stand zukommt; das koſtet nicht die Welt! Wir werden ſehr angenehm leben und trotzdem große Erſparniſſe machen, dafür laß mich nur ſorgen!"

Ihr Optimismus, ihr fröhlicher Glaube an die eigenen Aufſchneidereien richteten ſich ſchon von Tag zu Tag kräftiger empor. Sie weinte zwar noch viel und erwähnte bei jedem dritten Satz „den armen Guſtav", aber ſie ſagte auch oft und gern „eine Witwe von Stand" und trug dementſprechend die weißeingefaßte Witwenſchnebbe mit viel Würde und Prätenſion.

Ihr Optimismus hatte von jeher etwas Anſteckendes gehabt. Auch jetzt glitt über Frau von Merks Züge ein kleines Lächeln: „Ja, ja, wenn nur erſt Tilde verheiratet wäre! Du und ich, wir finden uns dann ſchon zurecht."

„Tilde iſt doch in längſtens einem halben Jahr verheiratet, da iſt doch gar kein Zweifel! Laß ſie nur

heiraten, ſelbſt wenn er den Doktor nicht dieſen Sommer macht. Ja, das Mädel hat Glück!"

Schon liefen ihr wieder Tränen über die Wangen, und Frau von Merk wendete das Geſpräch unperſönlichen Dingen zu, die Olga nicht aufregen konnten.

Tilde wartete mit Ungeduld auf den verſprochenen Brief ihres Verlobten. Sie wußte wohl, daß einige Zeit bis dahin verſtreichen mußte, denn Saranoff hatte nicht nur die weite Eiſenbahnſtrecke bis Petersburg zurückzulegen, ſondern noch lange Fahrten mit Sekundärbahnen und Wagen, bis er endlich auf dem väterlichen Gut angekommen war. Bis ſie einen Brief in Händen hielt, konnte es immerhin zehn, zwölf Tage dauern. ... Sie wartete ungeduldig, aber ohne jeden Argwohn, und mit ihr warteten Mama und Olga, vielleicht ein bißchen nervöſer, aber ebenſo vertrauensvoll wie ſie.

Etwa acht Tage nach Saranoffs Abreiſe kam das Stubenmädchen und meldete, der Diener von Herrn Saranoff bäte die gnädige Frau, ihn für einige Minuten vorzulaſſen.

„Laſſen Sie ihn nur gleich eintreten! ... Nun, Martin, was bringen Sie Gutes?"

Martin brachte aber gar nichts Gutes, ſondern nur einen Scheck, von Saranoff unterzeichnet.

„Gnädige Frau, der gnädige Herr iſt ſo Hals über Kopf zum Herrn Papa heimgereiſt, daß er keine Zeit mehr gehabt hat, auf die Bank zu gehen und Geld für all meine Auslagen zu erheben. Was bar im Hauſe war, hat der gnädige Herr natürlich für die Reiſe gebraucht und da hat er mir den Scheck gegeben für

die Handelsbank und geſagt: ‚Martin, damit erheben Sie zweitauſend Mark und decken die laufenden Ausgaben bis zu meiner Rückkehr!‘ Nun war ich heute dort, und denken gnädige Frau nur, die ſagen, ſie kennen keinen Herrn Saranoff! Und da wollte ich mir erlauben, die gnädige Frau zu fragen, was ich nun eigentlich tun ſoll. Natürlich kann das nur ein Irrtum von der Handelsbank ſein, aber ich brauch' halt das Geld ... wir haben ſo viele Auslagen!"

Frau von Merk wurde es eine Sekunde lang ſchwarz vor den Augen.

„Geben Sie mal den Scheck her!"

Sie ſah das Papier an — es wies ordnungsmäßig zweitauſend Mark an und war mit Saranoffs krauſer Schrift unterzeichnet.

„Natürlich iſt es ein Irrtum, Martin! Ich werde heute ſelbſt auf die Bank gehen und recherchieren. Einſtweilen gebe ich Ihnen hundert Mark, damit Sie nicht blank ſind und in Verlegenheit kommen!"

Martin dankte vielmals, ließ den Scheck da und ging. Frau von Merk aber ſank, böſer Ahnungen voll, in den nächſten Stuhl und wurde erſt etwas zuverſichtlicher, als Olga zuredete: „Aber Mama, auf all dieſen Banken kommen doch ſolche Irrtümer vor. Das iſt ja unvermeidlich in ſolchen Großbetrieben —"

„Ein Irrtum? Wenn ſie ihn gar nicht kennen!"

„Weiß Gott, was da für ein alberner Schalterbeamter war! Soll ich hingehen, Mama, und die Sache ins reine bringen? Auf mich kann man ſich verlaſſen, Mama! Der arme Guſtav ſagte immer —"

Aber Mama intereſſierte ſich heute gar nicht für

die überlieferten Ausſprüche des armen Guſtav. Sie erinnerte ſich plötzlich mancher Urteile, die ſie früher über Saranoff gehört und nur als Neid gedeutet hatte. ... Es fiel ihr ein, wie man ihn eigentlich hatte zwingen müſſen, um ihre Tochter zu freien ... ſie begann zu weinen.

„Ach, Olga, ein Unglück kommt ſelten allein! Wenn ich auch mit Tilde noch Malheur haben ſoll — das überleb' ich nicht!"

„O liebe Mama, man überlebt ſo viel!" entgegnete Olga mit einer würdevollen Bewegung ihrer weißgeränderten Witwenſchnebbe. „Übrigens iſt noch gar kein Grund da, um zu verzweifeln! Ich gehe gleich nachher auf die Handelsbank. Und wenn er da kein Konto hat, gehe ich einfach von einer Bank zur andern, bis ich's gefunden habe —"

Dagegen aber erhob die Mutter Einſpruch. Nein, man durfte ſich und gewiſſermaßen auch Saranoff nicht in dieſer Weiſe bloßſtellen, man konnte unmöglich von Kaſſe zu Kaſſe laufen, um dies Depot zu eruieren. Man mußte einen andern, diskreteren Weg einſchlagen, um ſich Gewißheit zu verſchaffen; nur wußte Frau von Merk nicht, wie und wo dieſer Weg zu finden ſei ...

Sie brauchte ſich nicht mehr lange den Kopf zu zerbrechen. Etwa ein oder zwei Tage nach Martins Beſuch ſtand in den Münchener Zeitungen folgende Notiz: „Senſationelle Flucht. Aus ſeiner eleganten Wohnung in der Prinzregentenſtraße verſchwand plötzlich unter Hinterlaſſung beträchtlicher Schulden der junge Ruſſe S., eine in der hieſigen Ge-

ſellſchaft wohlbekannte Erſcheinung. S. war beſonders in Sport- und Turfkreiſen bekannt und beliebt, galt jedoch allgemein als waghalſiger Spieler. Viele Geſchäftsleute ſind durch ſein plötzliches Verſchwinden ſchwer geſchädigt. Wir kommen auf die aufſehenerregende Angelegenheit noch zurück."

Und dann kam das Schrecklichſte, das Tilde nie mehr in ihrem ganzen Leben vergeſſen konnte. Dieſe gräßliche, lächerliche Demütigung: der Hofjuwelier, der ihren Verlobungsring und das goldene Osterei geliefert hatte, ließ beides wieder abholen. Von der ganzen Kataſtrophe, die da unverſehens über ſie hereinbrach, ſchien nichts ihr ſo erniedrigend und zugleich ſo grotesk, wie dieſer Augenblick, in dem ſie dem Geſchäftsausgeher ihre Kleinodien zurückgab; Kleinodien, die die Liebe geſchenkt, aber leider nicht bezahlt hatte ...

Dieſer zweite Schickſalsſchlag traf Frau von Merk härter als der erſte. Er vernichtete all ihre Hoffnungen und gab die Familie noch außerdem der Lächerlichkeit preis. Olgas Unglück hatte wenigſtens einen pathetiſchen Charakter gehabt, war eine plötzliche Tragödie geweſen. Dies hier — der ab- und durchgebrannte Spieler — war eine Burleske, und das Mädchen, das er im Stich gelaſſen, würde kaum Mitleid erregen, dafür aber reichlichen Spott. Das Ziſcheln des Spottes um dieſe Frauen her, die bislang umbrauſt vom Getöne ſilberner Glocken durchs Leben geſchritten waren!

Frau von Merk ſtöhnte auf. Nein, nein, das konnte, durfte nicht ſein. Sie mußten einen Ausweg finden, irgend etwas, das ſie wieder zu ihrer alten Höhe zurück-

führte, weit empor über Mitleid und Hohn. ... So konnten ſie doch nicht weiter leben! Das konnte doch nicht das Ende ſein, daß ſie mit einer heruntergekommenen und einer kompromittierten Tochter daſaß, als einzigen Lichtblick die beſcheidene Heirat von Jena. ... Aufs neue zermarterte ſie ihr von Zahlen zerſtampftes, zerriebenes Hirn, mit einer ſtarken, trotzigen Kraft wollte ſie ſich auflehnen gegen das Klägliche, das ſich immer ſchwerer auf ſie niederſenkte. Sie fand keinen Ausweg. Jetzt half ja auch das Rechnen nichts mehr, jetzt konnte ſie nicht einmal mehr daran denken, durch einen beträchtlichen Zuſchuß Olga aufzuhelfen und vor den Augen der Welt einen gewiſſen Luxus feſtzuhalten; jetzt blieb ihr ja Tilde im Hauſe genau ſo wie vorher, nein, geringer an Wert als vorher! Wer konnte denn ſagen, ob ſich für dies bloßgeſtellte Mädchen je wieder eine gute Partie bot? Ob nicht vielmehr die Mutter für ſie finanzielle Opfer bringen, ihr eine beträchtliche Mitgift geben mußte, um ſie überhaupt an den Mann zu bringen? Was Frau von Merk früher als unſtatthaft, ja unmöglich betrachtet hatte, trat jetzt an ſie heran: ſie mußte vorausſichtlich auf zwei Seiten in die Breſche treten und obendrein noch froh ſein, wenn's ihr gelang, dieſe Doppelbreſche leidlich zu decken ...

Vorerſt mußten ſie alle Schritt für Schritt den Leidensweg gehen, der „die Affäre Saranoff" hieß, ach! im andern Sinn ſo hieß als damals, da der Rittmeiſter und Doktor Benedikt die unſelige Verlobung eingeleitet hatten. Mutter und Töchter ſchloſſen ſich von der Welt ab, verſteckten ſich vor jedem Bekannten, bekamen Herzklopfen bei jedem Poſteinlauf und durch-

blätterten die Zeitungen nur mit zitternden Fingern, voll Angſt, immer aufs neue dem Namen „Saranoff“ zu begegnen. Etwa acht Tage blieb ihnen auch nichts erſpart: ſogenannte teilnehmende Freunde kamen, von Neugier getrieben, unter irgendeinem Vorwand und waren ſehr enttäuſcht, faſt beleidigt, als man ſie nicht vorließ. Ein paar anonyme Briefe drückten Freude aus, „daß Ihr Hochmut und Ihre gemeine Gefallſucht endlich den rechten Lohn empfangen hat“. Die Zeitungen brachten faſt täglich längere oder kürzere Entrefilets, die hauptſächlich immer neue Zahlen zu Saranoffs Schulden hinzufügten, nicht ohne ernſte oder leiſe ironiſche Verwarnung für die Geſellſchaft und Geſchäftsleute, doch Fremden nicht ſo unbedingten Kredit zu gewähren, vielmehr mißtrauiſch zu ſein, wenn irgendeiner ohne irgendwelche Legitimation plötzlich pomphaft erſchiene und aufträte ...

Frau von Merk bekam jedesmal einen roten Kopf, wenn ſie ſo etwas las.

„Dieſe Eſel von Zeitungsſchreiber, was denken die ſich denn eigentlich?! Soll man vielleicht einen abgeriſſenen Studenten, der an Freitiſchen ißt, bei ſich ſehen und ihm ſeine Tochter geben?! Wem ſoll man denn glauben, wenn nicht einem Menſchen, der wie ein Fürſt auftritt?! Aber natürlich, hinterher hat jeder immer alles gewußt! Warum hat denn kein Menſch gewarnt, wenn der junge Mann ſchon von allem Anfang an verdächtig war?!“

Sie vergaß völlig, daß ſie ſolche Warnungen nur mit überlegenem Lächeln empfangen und als Symptome eigenen Glückes und fremden Neides gedeutet hatte.

Am eheſten beherrſchte natürlich Olga die Situation. Die Mutter und die Schweſter taten zwar ihrem Herzen leid, aber in einer allergeheimſten Falte ſaß doch der Schatten eines Triumphes. Es war ihr, der verwöhnten Frau, doch ſehr ſchwer gefallen, daß ſie, die Witwe von Stand, ſo ganz von der blühenden, zukunftsfrohen Braut in den Hintergrund gedrängt worden war, daß von der glänzenden Heirat dieſer Schweſter in gewiſſem Sinn eigentlich ihr, Olgas Los, abhing. Nun ſtanden, für den Augenblick wenigſtens, ihre beiden Wagſchalen ziemlich gleich; natürlich hatte ſie, Olga, den ungleich größeren Schmerz, dafür aber Tilde die ungleich größere Blamage.

Frau von Merk überlegte, ob ſie mit Tilde nicht für einige Zeit verreiſen oder ſie wenigſtens zu Verwandten nach auswärts ſchicken ſollte —

„Damit ſie aus dem Gerede hier herauskommt!“

Aber Olga riet entſchieden ab.

„Nein, Mama, das wäre ein großer Fehler! Im Gegenteil: Tilde muß ſich gerade jetzt ſo viel wie möglich zeigen. Das beweiſt dann am beſten, daß wir nicht gar zu ſchwer an der Sache tragen und bricht allen weiteren Kombinationen die Spitze ab. Zeigen muß ſie ſich, heiter, unbefangen und vorteilhaft gekleidet. ... Sie muß ſo ausſehen, daß jeder Mann weiß, er kann ſie vom Fleck weg heiraten.“

Frau von Merk lachte bitter.

„Das wird ſich jeder dreimal überlegen!“

Olga wiegte altklug den hübſchen Blondkopf mit der Witwenſchnebbe.

„Kommt Zeit, kommt Rat! Die Hauptſache iſt jetzt, daß wir tun, als ginge uns die Geſchichte eigentlich nichts an. Veröffentlicht war ja die Verlobung, Gott ſei Dank, noch nicht. Alſo ..."

Olgas Rat war ja in der Tat nicht ſchlecht, wenn auch nicht gerade beſonders zartfühlend. Aber für Gefühle war jetzt kein Platz im Hauſe Merk, denn es galt den Schein zu wahren.

Die Mutter und Olga hielten alſo ſtreng darauf, daß Tilde jeden Tag zweimal ausging, und zwar in die belebten Straßen der Altſtadt, wo doch die meiſten Bekannten anzutreffen waren. Es war nur ſchade, daß man ſie der Trauer wegen nicht auf die Wachtparade vor der Reſidenz führen konnte oder in die hübſchen Hofgartencafés, wo die müßige Damenwelt unter breitäſtigen Kaſtanienbäumen Eis ißt und dazu den lieben Nächſten verſpeiſt. ... Tilde ging mit äußerem Gleichmut neben Mutter und Schweſter einher. Sie hatte in den erſten Tagen nach Saranoffs Flucht nicht recht begreifen können, weshalb Mama und Olga ihr immer zum Ausgehen zuredeten, oder ſie hatte gedacht, daß es aus Sorgfalt geſchähe, aus Angſt um ihre Geſundheit, aus dem Beſtreben, ſie ihren Gedanken zu entreißen. Als ſie dann merkte, warum man ſie ſo eifrig auf die Straße lockte, verzog ſich ihr hübſcher Mund zu einem gequälten, bitteren Lächeln. Zum erſtenmal in ihrem Leben wollte es ihr gleichgültig ſcheinen, was „ſie" ſagten ...

„Nein, Tilde, ſage das nicht; es darf uns nie gleichgültig ſein, was die Leute von uns ſprechen, gar nie! Haltung, Tilde, Haltung iſt die Hauptſache im Leben! Ich habe ſie auch nie verloren —"

Tilde nickte müde zu Olgas Worten. Was wußte die Schweſter denn von dem, was ſie litt? Was wußte ſie von der brennenden Scham, die Tilde empfand, nicht Scham vor den andern allein, ſondern vielmehr noch Scham vor ſich. Scham, daß ein Mann, ein Bube, es hatte wagen können, ſo frech und zugleich ſo kindiſch mit ihr zu ſpielen, und daß ſie, die gefeierte, hochmütige Tilde von Merk, ihm alles geglaubt hatte. Wie mußte er über ſie lachen, wenn er an ſie zurückdachte, an ihre Bereitwilligkeit, ſich mit ihm zu zeigen, ja zu affichieren! Lachen mußte er über ſie, unbändig lachen. Bei der Vorſtellung ſeines Lachens wurde ihr glühheiß; am liebſten wäre ſie mit dem Kopf gegen die Wand gerannt, um durch einen ſtarken, körperlichen Schmerz dieſes Lachen zu übertönen. So lächerlich, ſo erniedrigt kam ſie ſich vor, ſo geſchändet, als ob er ſie wirklich beſeſſen hätte. ... Doch aus all der Scham und all der inneren Niedrigkeit ſprang noch ein andres Gefühl, dem ſie nicht gebieten konnte, und das von Tag zu Tag lauter ſprach, ihre müßigen Tage, ihre ſchlummerarmen Nächte mit dem Ton ſeiner fremden, heißen Stimme erfüllend — Sehnſucht, ungeſtillte, zehrende Sehnſucht nach dem Mann, der ſie erniedrigt und verlaſſen hatte, dem ſie grollte, den ſie verwünſchte und nach dem ſie doch die Arme ausſtreckte, als müſſe ſie einmal, ein einziges Mal noch ſeine Küſſe fühlen ... Reue fiel ſie an, daß ſie ihm damals nicht gefolgt war, daß ihr Mädchenſtolz ſie gar ſo gut gehütet hatte. Sie wurde irre an ſich, fand ſich nicht mehr zurecht zwiſchen der Sehnſucht, die nach ihm ſchrie, und der Scham, die ihn verfluchte. Untätig ſaß ſie halbe Tage lang

da, die Hände im Schoß gefaltet, den Kopf herunterhängend, sann nach, zergrübelte sich mit Fragen, auf die es keine Antwort gab, und weinte dann wieder leidenschaftlich wild, noch im Schmerz um ihn einen letzten Zusammenhang mit ihm spürend ...

Wenn Olga zufällig solchen Ausbruch belauschte, schüttelte sie mißbilligend den Kopf, redete der Schwester zu und führte sie spazieren. Zuerst hatte sich Tilde gegen diese klugen Spaziergänge sträuben wollen, doch bald sah sie ein, daß die Schwester wohl recht hatte. Je elender ihr ums Herz war, um so unversehrter wollte sie vor der Welt dastehen. Da sprach und lachte sie viel im Dahingehen und wenn Männer oder bekannt giftige Zungen an ihr vorübergingen, legte sie den wallenden Trauerschleier über den Arm, damit die Zurückschauenden auch ja die tadellosen, schlanken Linien ihrer Taille sehen konnten ...

Olga war mit ihr zufrieden und mit sich noch mehr. Der Rennstall des Rittmeisters war aufgelöst worden und die Pferde zum großen Teil nach Österreich gegangen; der kleinere, zu dem auch der joviale und temperamentvolle „Bubi" gehörte, wurde von Kameraden des Verstorbenen angekauft. Da einige der Offiziere es für höflich hielten, der Witwe ihres Kameraden bei dieser Gelegenheit einen Anstandsbesuch zu machen, fand Olga, daß eigentlich sie es sei, die höchsteigenhändig die Auflösung des Stalles betrieb.

Auch als der Erlös um ein Beträchtliches hinter ihren und Mamas Erwartungen zurückblieb, verlor sie ihre schöne Zuversicht nicht.

„Ja, Mama, das ist eben das Unglück, daß in solchen

Angelegenheiten eine Frau nie ganz freie Hand hat, ſondern ſich immer von Männern dreinreden laſſen muß. Hätte ich ganz allein, ohne Major Maſſenflueh, die Pferde verhandeln können, wir wären vorteilhafter drausgekommen."

Frau von Merk hörte kaum, was ſie da ſprach. Ihr dröhnte der Kopf von dem unabläſſigen Marſchſchritt der Regimenter, die über ihr Hirn hinſtampften, — es kam ſchon gar nicht mehr darauf an, ob es noch ein paar Tauſend weniger oder mehr waren ...

Nachdem Zeitungen und Klatſch ſich etwa vierzehn Tage lang mit der „Affäre Saranoff" beſchäftigt hatten und die demonſtrativen Spaziergänge Tildes jedesmal eine Art ziviliſiertes Spießrutenlaufen geweſen, flaute das Intereſſe an der Geſchichte ab. Der Sommer ſchritt immer weiter ins Land hinein, Geſelligkeit gab es kaum mehr und alles rüſtete ſich zur Abreiſe in die Ferien. Frau von Merk ging mit ihren Töchtern und Enkeln in eine der billigen Sommerfriſchen am bayriſchen Inn, wo ſie ziemlich ſicher war, keine oder nur wenige Bekannte ihrer Kreiſe zu treffen. Bis ſie im Herbſt zurückkamen, würde Saranoff in München ſo gut wie vergeſſen ſein. Saranoff wohl, nicht aber Tilde und ihre Blamage. Auf Jahre hinaus würde ſie „die mit dem jungen Ruſſen" bleiben. Bei jeder Gelegenheit würde man ſich der alten Geſchichte entſinnen, ſie hervorholen. ... Auch an Olgas Geſchick konnte ſich nichts ändern ... mochte ſie auch in etlichen Monaten die Witwenſchnebbe ablegen — das Odium ihres finanziellen Rückganges blieb. Die ſilbernen Glocken waren

verſtummt. Voll herzklopfender Angſt horchte Frau von Merk in die beklemmende Stille hinein, die ihr entgegenſtrömte.

Zehntes Kapitel.

November war's, juſt ein Jahr, ſeitdem Doktor Benedikt um Franzi gefreit hatte. Von Windſtößen gepeitſcht, fiel draußen ein kalter, feindlicher Regen, ſtach wie mit Nadeln und verdarb auch den Heiterſten die Stimmung. Die Stadt, im Sommer ſo grün, heiter und fröhlicher Menſchen voll, ſah grämlich und troſtlos aus, wie eine Frau, die ihren Herbſt nicht ertragen kann. Wer eine Zeitlang mit ſeinem Regenſchirm tapfer gegen die Elemente gekämpft hatte, war froh, wenn er nach Hauſe kam, in die ſanfte Wärme des früh geheizten Zimmers, in die Helle der häuslichen Lichtquelle.

Frau von Merk ſaß mit ihren Töchtern im Wohnzimmer. Es war kaum ſieben Uhr, aber ſeit Stunden ſchon brannte die Lampe, ſo früh war an dieſem Tag die Dämmerung geſunken. Sie brannten aber nicht mehr die teure elektriſche Flamme, ſondern eine Petroleumlampe, denn Frau von Merk ſparte jetzt im kleinen, wo es nur anging. Nach außen hin durfte man ja doch nichts merken laſſen, mußte man, um Tildes Zukunftschancen, weiterleben wie bisher, aber drinnen im Haus, wo keiner hineinſehen konnte, mußte man ſich jetzt manches verſagen, was man früher als ſelbſtverſtändlich begehrt hatte.

Frau von Merk beſſerte Küchenwäſche aus. Sie

hatte die Brille auf der Naſe, ihr belichtetes Profil ſah hart aus und ihre Wange leicht eingefallen.

Tilde ſtickte an einer kleinen Tiſchdecke. Sie hatte ſich verändert ſeit dieſem Sommer. Sie war immer noch blühend und ſchön, aber um ihre Mundwinkel lag ein bitterer Zug und bitter war ihr Lachen, bitter der Ton ihrer Stimme, wenn ſie zu Mutter und Schweſter ſprach. Sie hatte die große Enttäuſchung, die große Scham ihres jungen Lebens noch nicht verwunden, wenn ſie auch keinem ſehen ließ, wie's ihr ums Herz war. Sie bäumte ſich innerlich auf, daß ſie durch das Tun eines Buben entwertet, von ihrem rechtmäßigen Platz geſtoßen ſein ſollte, und konnt' es doch nicht hindern, daß ſie im Hauſe keine Rolle mehr ſpielte, mußte es ſchweigend ertragen, wenn die Mutter oft mit leiſer Geringſchätzung zu ihr ſprach oder ohne jeden ſichtbaren Grund heftig gegen ſie wurde, wie nie zuvor!

Wie eine verwunſchene Prinzeſſin kam ſich Tilde manchmal vor — Gudrun, die Königstochter, die am Meere Wäſche waſchen muß. Sie brauchte ja nicht am Meere zu waſchen, aber ſie fühlte ſich ſo herunter-gedrückt, daß es ihr am wohlſten war, wenn der Abend kam und es bald Schlafenszeit wurde. Jeden Morgen lag ſie ſchon von Fünf an wach, graute ſich vor dem neuen Tag, der da heraufſtieg, vor den hundert kleinen Kränkungen, die er ihr brachte.

Olga häkelte an einem undefinierbaren Etwas, das angeblich ein Patentröckchen für Madlon werden ſollte. Mit ihren ſchönen, trägen Händen, denen man anſah, wie ungern und ungeſchickt ſie arbeiteten, gabelte ſie eine lange Elfenbeinnadel durch blaßblaue Mooswolle.

Sie hatte ſich ganz in der Nähe der Mutter eine kleine Wohnung genommen und führte dort mit einem Dienſtmädchen einen etwas problematiſchen Haushalt, der nach außen leidlich ausſah, aber in Schränken, Schubfächern und dunklen Winkeln das Grauen barg. Olgas große Seele wurde davon nicht berührt. Sie erklärte, ihr Mädchen ſei eine Perle, der ſie alles überlaſſen könne, ſogar die Kinder — „geiſtig natürlich nicht, dazu bin ich ja da. Aber von allem andern entlaſtet mich Wally völlig, ſo daß ich Zeit habe, mir ſelbſt zu leben.“

Sie hatte ihr Gleichgewicht gänzlich wiedergefunden. In dem Schmerzensſturm der erſten Wochen nach des Rittmeiſters Tode hatte ſie alles verausgabt, was ſie an Leid zu empfinden und zu äußern imſtande war. Andre hätten ſoviel Schmerz vielleicht über lange Monate hinaus verſtreut, ſie dagegen, noch im Leid einer Verſchwenderin, hatte ihn in ein paar Wochen reſtlos verbraucht und ſtand nun, nach einem halben Jahr, wieder daſeinsmutig da, und ihr prachtvoller Optimismus blies aus vollen Backen in die Segel ihres Lebensſchiffes.

Sie hatte ſich völlig in die Rolle der intereſſanten Witwe eingelebt und ſpielte ſie mit Überzeugung.

„Man wächſt im Unglück, Mama, das ſpüre ich an mir!“ ſagte ſie mehr als einmal und ihr Geſicht ſah dabei ſo zufrieden, ſo durchdrungen vom eigenen Wachstum aus, daß für Trauer um den „armen Guſtav“ gar kein Raum mehr blieb.

Sie kam täglich zur Mutter, aß auch drei-, viermal die Woche mit den Kindern bei ihr, denn obgleich Wally

eine Perle war, ſchmeckte es bei Mama doch bedeutend beſſer als daheim. Und Frau von Merk war immer froh, wenn Olga kam und blieb. Ihr zuverſichtliches Schwatzen, ihre Gabe, überall ein Glück zu wittern, alles was krumm war, gerade zu ſehen, war jetzt für die Mutter eine köſtliche Erholung, ein Ausruhen von dem grauſamen Marſchſchritt der Zahlenregimenter, eine Erlöſung von all dem Schweren und Häßlichen, das ſeit einem halben Jahr über ſie dahingegangen war. Glaubte ſie auch nicht alles, was die Tochter ſagte, ſo tat es doch wohl, zu hören ... erheiternd wie helle Märchen klangen die faſelnden Erzählungen und Vermutungen neben Tildes bitterer Wortkargheit. Und wenn Olga auch nicht mehr ſo tadellos, ſondern mehr ſtreifig blond war (ſie brauchte jetzt nur noch billige Färbemittel, und zwar völlig achtlos) und mitunter eine Augenbraue dicker malte als die andre, ſo ſah ſie doch beinahe jünger aus als Tilde, die das Lachen verlernt zu haben ſchien und die Lippen oft zuſammenpreßte, als ſpränge ihr ein Blutſtrahl aus dem Mund, wenn ſie ihn geöffnet hätte.

Olga ließ die Hände in den Schoß ſinken mit einer Geſte der Erſchöpfung, als hätte ſie ſeit Tagesanbruch Holz geſchlagen. Sie fragte: „Iſt Karneval lang dies Jahr?“

Erſt nach einer kleinen Pauſe ſagte Tilde: „Ich weiß nicht. Es kann uns ja auch egal ſein —“

„Uns? Dir doch nicht!“

„Ich werde doch dies Jahr nicht tanzen.“

„Aber ich bitte dich, deswegen —“

„Wegen der Trauer!“ ſagte Tilde laut und ſcharf.

„Aber Kind," meinte Olga bemutternd, „wegen eines Schwagers trauert man doch nicht ein ganzes Jahr. Ich finde im Gegenteil, du müßteſt dieſen Winter recht viel ausgehen ... meinſt du nicht auch, Mama?"

Frau von Merk antwortete nicht gleich. Sie erwog im ſtillen, was ein durchtanzter Faſching an Toiletten, ein vertrauerter an Reputation koſten mochte. In Tildes Augen ſtanden zwei kleine, ſtolze Tränen. Sie dachte an den letzten Karneval, da Saranoffs Huldigungen ſie noch umblüht hatten, da man in allen Salons, bei allen Jours von dem Glück der ſchönen Merk geflüſtert hatte. ... Kaum ein Jahr war das her — —

Sie ſtand auf und ging aus dem Zimmer. Sie lief nach ihrem kleinen Mädchengemach und warf ſich mit einer ungeſtümen Bewegung ſchluchzend vornüber auf ihr Bett.

Frau von Merk und Olga arbeiteten ſchweigend weiter. Nach einer Weile ſagte Frau von Merk: „Tilde macht mir viel Sorge. Sie verwindet's nicht!"

„Sie iſt keine ſtarke Natur! Ein ſtarker Menſch wird mit allem fertig!"

Die elektriſche Klingel der Flurtür ertönte. Beide horchten einen Augenblick auf.

„Beſuch?" wiſperte Olga.

„Ich wüßte nicht wer," verſetzte die Mutter ebenſo.

Da ging auch ſchon die Tür auf. Eine hohe, weibliche Geſtalt in weitem, dunklem Mantel, einen dunklen Hut mit großem Schleier auf dem Kopf, trat haſtig ein.

Die Mutter und Olga ſchrieen auf.

„Franzi!"

„Um Gottes willen, Franzi, iſt etwas paſſiert?"

Frau von Merk ſchloß die heimgekehrte Tochter flüchtig in die Arme, hielt ſie dann prüfend von ſich weg, um beim Schein der Lampe ihr Geſicht zu ſehen.

„Franzi!" ſagte ſie noch einmal. Und alle Schrecken, die ſie erlitten, alle Schrecken, die ſie ahnte, bebten in ihrer Stimme.

Franzi zitterte ſo heftig, daß ſie ſich ſetzen mußte. Unter dem ſchwarzen Schleier ſah ihr Geſicht ſehr blaß aus und ganz verzogen. Unter ihren Augen lagen tiefe, dunkle Ringe und ihre Blicke irrten unſtet umher, wichen der Mutter aus.

Olga nahm ihr den Mantel ab, löſte ihr den Hut.

„So, kleine Frau, nun ſag mal, wie und wo du ſo plötzlich herkommſt!"

Franzi ſchlug nervös die behandſchuhten Fingerſpitzen gegeneinander.

„Ich ... ich ... ja, Mama, um es kurz zu machen: ich gehe nicht mehr zu meinem Mann zurück!"

Die beiden Frauen ſtarrten ſie an. Schließlich ſagte die Mutter: „Aber, Franzel, du biſt wohl nicht recht geſcheit! Was fällt dir denn ein?"

Franzi ſchüttelte heftig den Kopf.

„Ich geh' nicht mehr zu ihm zurück —"

„Ja, aber Franzi, um Himmels willen, was iſt denn paſſiert, was hat's denn gegeben?"

Olga tätſchelte die Hände der Mutter.

„Reg dich nur nicht ſo auf, Mama! Das iſt ja ſicher alles gar nicht ſo ſchlimm ... irgendein Eheſtreit, wie er überall vorkommt.... Und Franzi nimmt das gleich tragiſch ... bedenk doch ihren Zuſtand!"

Frau von Merk wurde ein wenig zuversichtlicher. Olga hatte recht, man mußte mit Franzis Zustand rechnen — —

„Liebes Kind, willst du uns jetzt nicht endlich sagen, warum du eigentlich hier bist und warum du nicht mehr zu deinem Mann zurück willst? Und vor allem: weiß er, daß du hier bist?"

Franzi zuckte die Achseln.

„Bist also im Zorn, ohne sein Wissen, von ihm fort?"

„Möglich."

Frau von Merk rang die Hände.

„Warum, warum?"

„Warum? Weil ... weil ..."

Sie brach ab. Um ihren Mund trat ein Zug des Ekels. Sie hob die flatternden Blicke zur Zimmerdecke empor, in eine Ecke hinein, als wollten ihre Augen nichts sehen, während sie das Abscheuliche sprach. Eine Blutwelle stieg ihr langsam vom Hals ins Gesicht, während sie leise, stoßweise, als redete sie von eigener Sünde, sprach: „Mein Mann ... und ... die Cholevius ..."

Elftes Kapitel.

Franzi war nun seit etwa vierzehn Tagen wieder bei der Mutter, vierzehn Tage, überreich an Erörterungen, Streitigkeiten, Szenen und Tränen. Frau von Merk war keineswegs gewillt, die Tochter ohne weiteres wieder zurückzunehmen, und sie hatte das Franzi auch sehr bald unumwunden klargelegt. Zu-

nächſt konnte, durfte es nicht ſein, daß ſie einen dritten Schiffbruch erlitt; es war ſchon genug, daß ſie eine reduzierte und eine kompromittierte Tochter hatte, — nun auch noch eine geſchiedene? Nein, danke!

„Liebe Franzi, ich begreife deine momentane Empörung ſehr gut. ... Es war unverantwortlich von deinem Mann ... abſcheulich ... alles, was du willſt ... aber ſchließlich iſt er doch dein Mann. ... Und — ja, Kind, ſo traurig es iſt, das zu ſagen: die meiſten Männer ſind wie er. Wenn jede Frau bei der erſten Untreue gleich weglaufen wollte, gäb's faſt keine Ehen mehr!"

„Aber, Mama, ich kann doch nicht mehr zu ihm zurück ... nach dem, was er mir angetan hat ..."

„Ach, Franzi, nimm nicht alles ſo tragiſch! Angetan! Angetan! Schau doch die Dinge ein bißchen milder an.... Dieſe Cholevius iſt eine kokette, ſkrupelloſe Perſon, der dein Mann gefallen hat ... dein Mann iſt weltfremd wie ein echter Gelehrter ... das gewiſſenloſe Weib hat geſchickt ihre Netze nach ihm geworfen und er iſt recht ungeſchickt hineingetappt. Ich wiederhole dir, du haſt allen Grund, ihm eine Weile böſe zu ſein, aber nach dieſer Weile fährſt du heim und holſt ihn dir zurück ..."

„Nie, Mama, ich werde nie zurückkehren."

Frau von Merk fing an ungeduldig zu werden.

„Ja, was willſt du dann eigentlich? Du haſt doch nicht etwa die Idee, dein Lebelang als geſchiedene Frau bei uns zu ſitzen, bei unſern Verhältniſſen? Das hieße ja doch einfach deiner unverſorgten Schweſter jede Möglichkeit einer Verſorgung abſchneiden!"

„Das will ich ja auch gar nicht. Ich werde ſchon arbeiten für mich und mein Kind.“

Frau von Merk lachte höhniſch.

„Das fehlte gerade noch! Meine Tochter für Geld arbeiten! Dann kann ich Tilde ja gleich ins Mathildenſtift einkaufen. ... Franzi, du wirſt doch nicht ſo gedankenlos ſein, deinen Mann, deine Mutter, dein Kind, deine Schweſtern, uns alle zu ruinieren, nur wegen ſo einer dummen, alltäglichen Untreue ...!“

„Nein, Mama, alltäglich iſt ſie nicht ... ich bin ja nicht nur in meiner Ehe betrogen worden, ſondern ſchon lange vorher. Weißt du denn, warum Benedikt mich überhaupt geheiratet hat? Weil ſie einen Paravent brauchten, hinter dem ſie ihre ſchmutzige Geſchichte verſtecken konnten. ... Gerade ehe er um mich anhielt, war das Gerede über ſie beide ſo ſtark geworden, daß ſie eine Kataſtrophe fürchten mußten, ſo blind Cholevius auch der Frau vertraute. ... Damals kam ſie hierher ... auf den Baſar, erinnerſt du dich? ... Da ſah ſie mich und da fand ſie eben, ich ſei paſſend für den Paravent. ... Und darum heiratete er mich!“

Sie hatte am Anfang ganz ruhig geſprochen, in ihrer beherrſchten Art, die jeder Ekſtaſe aus dem Weg ging. Keine Träne trat ihr ins Auge, und die Stimme brach ihr nicht. Aber auf ihren Wangen brannten rote Flecke und die tiefe, innere Erregung gab ihr ſchließlich nur hoch heiſere Töne.

Frau von Merk ſchien beſiegt. So ungeheuerlich hatte ſie ſich die Sache nicht gedacht. Aber was tun, mein Gott, was tun? Man konnte doch nicht auch noch dieſen dritten échec erleiden ...

„Wir ſprechen noch über all das, Franzi!“ ſagte ſie bekümmert. „Wir haben ja Zeit ... reg' dich jetzt nur nicht auf, ſonſt wirſt du am Ende auch noch krank!“

Wie immer flüchtete ſie mit ihrem Sorgenpack zu Olga, die ihn auch alsbald in nichts auflöſte.

„Aber, Mama, nimm die Geſchichte doch nicht ſo ſchwer! Du mußt doch nicht alles aufs Wort glauben, was Franzi ſagt.“

„Sie hat nie gelogen.“

„Sie lügt ja auch nicht, ſie übertreibt nur, wie alle Eiferſüchtigen! Sie iſt offenbar ſehr eiferſüchtig auf ihren intereſſanten Mann, was ich ja begreife und wozu ſie wohl auch einigen Grund hat. ... Ich habe übrigens gleich den Eindruck gehabt, daß Doktor Benedikt ſehr empfänglich für ſchöne Frauen iſt ...“

Hier lächelte Olga ein kleines Lächeln und fuhr dann würdevoll fort: „Ich glaube ja ohne weiteres, daß er mit dieſer kleinen Cholevius einen mehr oder minder intereſſanten Flirt gehabt hat, mais voilà tout! Dieſe Geſchichte mit der Paraventheirat bildet ſich Franzi einfach ein! Das mußt du ihrem Zuſtand zugute halten!“

„Nein, ſie hat Briefe gefunden, Olga!“

Einen Moment war Olga perplex. Aber gleich wußte ſie wieder Rat.

„Was heißt das: Briefe! Man ſchreibt ſo viel, woran man im Ernſt gar nicht denkt! ... Und wir — du und ich — haben ja dieſe Briefe nicht geſehen! Wer weiß, was Franzi da alles heraus- und hineingeleſen hat! Nein, Mama, reg' dich nur nicht auf, die

Sache bringen wir ſchon wieder in die Reihe ... ſie muß wieder zu ihm zurück! Sie ſoll ihrem Schöpfer danken, daß ſie noch einen Mann hat! Und vor allem ſoll ſie ſich die dummen Sachen von der Arbeit aus dem Kopf ſchlagen! Eine künſtleriſche Begabung hat ſie nicht, alſo was bliebe ihr dann? Zu tippeln oder Buchhalterin? Nein, Mama, ſie darf nicht vergeſſen, was ſie uns und unſerm Stand ſchuldig iſt! Bis jetzt haben wir nur Unglück gehabt — aber wenn wir anfangen fürs tägliche Brot zu arbeiten, iſt es degradierend!"

Sie ſah auf ihre ſchönen, trägen Hände, als gelobte ſie ihnen im ſtillen, ſie niemals und unter keinen Verhältniſſen durch Arbeit zu entehren.

„Das mit der Arbeit iſt ja auch gar nicht ernſt ... das redet ſie bloß. ... Übrigens müßte ja immer er, als der ſchuldige Teil, für ſie ſorgen!"

„Es darf gar nicht dahin kommen, Olga, ſie muß wieder heim! Was ſoll ich denn hier mit ihr anfangen? Schließlich noch ein kleines Kind im Hauſe. ... Ach Gott, ach Gott! Was kommt alles über mich!"

Sie weinte bitterlich.

Olga ſtreichelte die Hände der Schluchzenden und entwarf in Gedanken einen Plan.

Frau von Merk hatte gleich nach Franzis Ankunft Doktor Benedikt von dem Eintreffen ſeiner Frau in München benachrichtigt. Der Schwiegerſohn hatte voll Dankbarkeit geantwortet, daß zu ſeinem Leidweſen ein ſchweres, aber, wie er hoffte, nicht unüberwindliches Mißverſtändnis zwiſchen ihm und ſeiner Frau entſtanden ſei. „Rückhaltlos bekenne ich mich in gewiſſem

Sinne ſchuldig, verehrte Schwiegermama, wenngleich nicht ſo ſchuldig, wie Franzi meint. Man muß da eben jetzt mit den außergewöhnlichen Verhältniſſen rechnen... Franzi iſt momentan ſo erregt, daß jede vernünftige Unterhandlung mit ihr ſo gut wie ausgeſchloſſen erſcheint. Ich laſſe ſie daher für die nächſten Tage, bis ſie ſich etwas kalmiert hat, im Schoß ihrer Familie und werde ihr auch nicht ſchreiben, weil ſie das aufs neue erregen könnte. Wenn ſie durch die Entfernung, unter dem Zuſpruch ihrer Familie (die doch jedenfalls eine Wiedervereinigung wünſcht?) ruhiger geworden iſt, bitte ich Sie, verehrte Schwiegermama, es mir mit einer Zeile zu ſagen. Dann komme ich unverzüglich nach München und ruhe nicht, bis meine Frau mir vergeben hat und mit mir zurückkommt in unſer Haus, in ein neues Leben, in dem nichts, ich verſpreche es Ihnen hoch und heilig, nichts mehr ſie je kränken ſoll. Ich werde Ihnen mündlich alles erklären, verehrte Schwiegermama, ich bitte Sie aber herzlich, ſchon heute zu glauben, daß mein Schmerz größer iſt als meine Schuld, und daß ich mit Ungeduld Ihr Wort erwarte, das mich nach München ruft."

Olga fand, daß es an der Zeit ſei, dies Wort zu ſchreiben.

„Weißt du, Mama, Eheleute finden ſich ſchließlich am beſten allein wieder zuſammen. Trotz allem wird Franzi auf ihn mehr hören als auf uns. Sie war ja doch von Anfang an ſo lächerlich verliebt in ihn. ... Und er — ja, er verſteht es ſicher, eine Frau für ſich zu gewinnen ... trotz aller Gelehrſamkeit iſt er ein Damenmann."

Wieder lächelte ſie ihr kleines Lächeln.

Die Mutter horchte auf. Ja, Benedikt kommen laſſen, das war wohl das Beſte. Und hoffentlich, hoffentlich reiſte dann Franzi noch am ſelben Tag mit ihm heim, noch ehe es in München und Jena zu Gemunkele und Gerede gekommen war.

Man ſchrieb alſo an Doktor Benedikt, und er reiſte unmittelbar nach Empfang des Briefes ab. Weder Franzi noch Tilde wußten von dieſem Brief, denn Mama und Olga fürchteten, daß die junge Frau ſich am Ende weigern würde, ihren Mann zu ſehen, wenn man ſie vorher von ſeiner Ankunft unterrichtete.

Gleich nach ſeinem Eintreffen hatte Frau von Merk eine lange Unterredung mit ihm in ſeinem Hotel. Sie erſchrak, als ſie ihn zuerſt erblickte, ſo zerfahren und hager ſah er aus. Die Ähnlichkeit mit dem jungen Nietzſche trat noch ſtärker als ſonſt hervor, obgleich ſie nicht mehr ſo ſorgfältig unterſtrichen war.

Er küßte ſeiner Schwiegermutter bewegt die Hand.

„Ich kann Ihnen nicht genug danken für Ihre Güte!"

„Na, hören Sie, Schwiegerſohn, Sie machen ſchöne Sachen. Da gibt man Ihnen ein unſchuldiges, tadellos erzogenes Mädchen, das zu Ihnen aufſchaut wie zu einem Herrgott, und Sie ..."

Er ſenkte den Kopf. In dem elektriſchen Licht, das grell von oben über ihn ging, ſahen ſeine Haare ganz weiß aus.

„Wollen Sie mich anhören, Mama? Ich möchte Ihnen alles ſagen, wie es gekommen iſt ..."

„Das weiß ich wohl ſchon ſo ziemlich."

„Aber nur durch meine Frau und daß ſie in ihrem

zum Teil berechtigten Zorn die Dinge übertreibt, wohl auch falsch sieht, ist ja selbstverständlich. Darf ich offen mit Ihnen sprechen, wie ein Sohn zur Mutter?"

Frau von Merk nickte steif. Sie hatte plötzlich eine große Wut auf diesen Menschen.

Doktor Benedikt begann zu sprechen. Von seiner Junggesellenzeit in Jena ... von seiner geistigen Einsamkeit ... von dem Mangel der Frau in diesem Leben, der ästhetischen, gepflegten, geistig regsamen Frau ... da hatte er Marie Cholevius kennen gelernt —

„Die Frau Ihres Freundes."

„O Mama, wenn Sie Cholevius kennten, würden Sie darüber milder denken! Er ist dreißig Jahre älter als Ma — als seine Frau, ein prachtvoller Freund, aber ein unmöglicher Gatte. Das weiß er übrigens selbst —"

„Ja, mein Lieber, Ihre Junggesellengeschichten gehen mich natürlich gar nichts an. Aber als Sie heirateten, als Sie mein Schwiegersohn wurden, da mußte Schluß sein. Sie können doch Ihrer jungen Frau nicht zumuten, daß sie Ihre ... Ihre ... Ihre alten Bekanntschaften mit in die Ehe nimmt."

Doktor Benedikt fuhr mit einer schönen Geste der Entrüstung auf.

„Das ist mir selbstverständlich nie eingefallen! Ich gebe Ihnen mein Wort, daß alles zu Ende war, als ich um Franzi freite!" (Er staunte bei sich selbst, wie flüssig und temperamentvoll er log!)

„Franzi spricht aber doch von Briefen."

„Die sind v o r meiner Ehe geschrieben."

„Und behauptet, Sie hätten sie überhaupt nur ge-

heiratet, um das Gerede über Sie und ... und dieſe Dame verſtummen zu machen ..."

Er rang die Hände.

„Das ſind ja eben die Wahnideen Franzis. ... Es ſind Wahnideen, und ich ſchiebe ſie auf ihren Zuſtand. ... Ich habe nur einen ſchweren Fehler begangen, den ich rückhaltlos zugeſtehe: ich hätte Franzi ſagen müſſen, was hinter mir lag. Anderſeits: hätte ich das gedurft? Hätte Franzi ſich dann nicht geweigert, bei Cholevius zu verkehren? Denken Sie doch, wenn ſie ſich geweigert hätte! Das Gerede! Den Klatſch! Ich wäre unmöglich geweſen an der Univerſität und Cholevius auch. ... Nur mein Schweigen kann meine Schuld ſein, nichts andres ... ich habe mir nichts gegen Franzi vorzuwerfen, gar nichts. ... Und wenn Ma —, wenn Frau Profeſſor Cholevius zuweilen vertraulicher mit mir verkehrte, als es üblich iſt, wenn ſie mich zum Beiſpiel beim Vornamen nannte oder auch in Abweſenheit Franzis in mein Studierzimmer kam, ſo darf man dieſer Frau ſolch kleine Exzentrizitäten nicht anrechnen ... ſie iſt ſeit Jahren Morphiniſtin — das weiß ja auch meine Frau!"

Frau von Merk hörte ihm zu und es ſchien ihr glaubwürdig. Schön war ja die Sache nicht, aber — du lieber Gott — man wußte ja, wie Männer ſind. ... Wenn der ſelige Direktor ſich während ſeiner Ehe ſtets ſo tadellos geführt hatte, ſo war nicht ſeine moraliſche Feſtigkeit allein die Schuld geweſen ...

„Ja, Schwiegerſohn, was ſoll nun eigentlich geſchehen? Die Franzi will partout nicht mehr nach Jena zurück ..."

„Das braucht ſie auch gar nicht mehr oder nur vorübergehend. Ich habe eine Profeſſur in Berlin erhalten — Oſtern überſiedeln wir!"

In dieſem Augenblick ſtand es bei Frau von Merk ganz feſt, daß Franzi wieder zu ihrem Mann gehen mußte.

„Berlin!" wiederholte ſie. „Eine Profeſſur nach Berlin ..."

Ein Lächeln glitt über ihr Geſicht. Tönte es aus den paar Worten nicht wie der ferne, ganz ferne Klang ſilberner Glocken?

Sie reichte Doktor Benedikt die Hand.

„Verſuchen Sie aufs neue Ihr Glück bei Franzi! Mich haben Sie von Ihrer Reue überzeugt. Nur eines ſage ich Ihnen: nie wieder dürfen Sie die Franzi kränken! Die iſt ſo gut und hängt an Ihnen mit Leib und Seele! Und Sie wären ein ganz erbärmlicher Kerl, wenn Sie dieſes brave, anhängliche Geſchöpf nicht auf Händen tragen wollten —"

Frau von Merk wurde warm und weich, als ſie von ihrer Tochter ſprach, und auch Benedikt ſchien ergriffen. Er nahm ihre beiden Hände und küßte ſie abwechſelnd.

„Ich danke Ihnen tauſendmal, liebe Mama! Seien Sie überzeugt, daß ich alles tun werde, was in meiner Macht ſteht, um auszulöſchen, um wieder gutzumachen.... Wann darf ich kommen, um mit Franzi zu ſprechen?"

„Morgen nachmittag, vielleicht ſo zwiſchen vier bis fünf Uhr!"

„Ich kann die Zeit kaum erwarten. ... Dürft' ich nicht ſchon vormittags ..."

„Nein, Franzi muß lange ſchlafen, nach den Aufregungen, die ſie gehabt hat und noch haben wird! Alſo auf morgen nachmittag!"

Es war gar nicht wahr, daß Franzi lange ſchlief, aber Olga hatte der Mutter auf die Seele gebunden, die große Unterredung auf nachmittags zu fixieren. „Morgens iſt gar keine Stimmung ... und die Menſchen ſind in der Frühe nervöſer, ſchlecht gelaunt. Alles iſt ſo nüchtern morgens. Man verſtändigt ſich ſpäter am Tage beſſer ..."

So blieb es denn bei „morgen nachmittag vier Uhr".

Als Frau von Merk gegangen war, warf ſich Doktor Benedikt in einen Stuhl und vergrub ſein Geſicht in die Hände. Er kam ſich elend und erbärmlich vor. Er ſprang auf und begann haſtig im Zimmer hin und her zu gehen. O, daß er endlich loskäme aus dieſem kläglichen Dilemma, los von dem rätſelhaften und verderblichen Einfluß dieſer Frau, die er eigentlich haßte und von der er doch nimmer laſſen konnte.

Seit Jahren hetzte ſie ihn von einer Unmöglichkeit, von einer Niedertracht zur andern. ... Zwanzigmal hatte er verſucht, ſich aufzubäumen, zwanzigmal gemeint, die unſichtbaren Ketten zu zerreißen, die ihn an ſie banden, und alle zwanzigmal war er unterlegen. Schon gleich zu Anfang hatte er aus Jena fort gewollt, denn ſo zuverſichtlich er auch Frau von Merk gegenüber geſprochen — der Verrat an dem Freunde hatte ihn ſtets bedrückt. Dann hatte er gefreit ohne Neigung, ohne jedes Intereſſe — nur weil Marie es für klug gefunden hatte. Dann war er wider ſein eigenes Erwarten in ſeiner Ehe zufrieden geweſen. Die Liebe,

die zarte Sorgfalt, die ſeine junge Frau ſtündlich um ihn breitete, hatte ihm wohlgetan, ihr friſcher, lerngieriger Geiſt, der ſich ſo gern von ihm bilden laſſen wollte, gefiel ihm; er war auf dem beſten Wege, alles Vergangene zu vergeſſen und mit Franzi aufrichtig glücklich zu werden. Da aber war Marie wieder dazwiſchen getreten. Damals, auf dem Baſar in München, war ihr der Gedanke, Doktor Benedikt zu verheiraten, ganz ſympathiſch, ſogar ein wenig ſpaßhaft erſchienen, in Jena ſahen die Dinge wieder ganz anders aus. O nein, ſo hatte ſie doch nicht gewettet! Sie hatte Benedikt verheiratet, um allem Gerede ein Ende zu machen und ihn an ſich zu feſſeln, nicht aber um ihn an eine andre zu verlieren. Es war ihr jetzt eine häßliche Freude, die beiden, die ſich über ſie hinweg finden wollten, zu ſtören, zu bedrängen, zu verhetzen. Mit kleinen Stachelworten, mit ſcheinbar unvorſichtigen, in Wirklichkeit wohlberechneten Blicken, Reden und Geſten erweckte ſie zuerſt die Eiferſucht der jungen Frau; wenn ſie mit Benedikt allein war, beklagte ſie ſich über das Mißtrauen, das Franzi ihr bezeigte, oder ſie machte ihm Eiferſuchtsſzenen.

Er ſchlug ſich vor die Stirne und lachte hämiſch über ſich ſelbſt; war er denn nicht eine Geſtalt aus der franzöſiſchen Poſſe, er, der Ehemann, dem eine Geliebte Eiferſuchtsſzenen machte wegen der eigenen Gattin?! O, wie dumm das alles war, wie eklig, wie verzerrt. Und dann hatte ſie ihn wieder genommen, wie man ein Eigentum zurücknimmt, ruhig, ſelbſtverſtändlich, ohne jeden Skrupel ... und er, er hatte ſich zurücknehmen laſſen. Aus Liebe? Aus Furcht? Aus

Gewohnheit? Er wußte es nicht. Er mußte einfach tun, was ſie wollte. Er kam nicht mehr los von ihr. Er gehörte ihr. Auf ihr Geheiß war er auch gekommen, ſeine Frau zurückzuholen ...

Da ſprang etwas Helles, Warmes in ſeinem Herzen auf. Nein, nein, nicht auf ihr Geheiß allein. Er ſelbſt hatte auch gewollt, denn er mochte die ſtille, ſchlanke, kluge Frau, die er ohne Liebe gefreit hatte, nicht mehr in ſeinem Leben miſſen. Sie war die Ruhe ... die Reinheit ... das Glück. ... Freilich nicht das Glück, wie er ſich's früher gedacht, wie Marie Cholevius es ihm einſt geſchenkt! Nicht etwas Strahlendes, Regenbogenfarbenes, das man kaum zu berühren wagt, und vor dem man in Verzückung erbebt und weint. ... Nein, Franzi war das Glück, das ein Mann der Geiſtesarbeit und zukünftiger Berühmtheit brauchte: eine ſorgende, diskrete Gefährtin, die zu ihm aufſah, ihn anbetete, die ſich auslöſchte vor ihm und nichts vom Leben forderte, als ſein Behagen, ſeinen Frieden, ſeinen Ruhm.

Tiefes Verlangen nach ihr fiel ihn an. O, ſie mußte zu ihm zurück! Er wollte ſie ſich wiedererobern, ſie im Sturm nehmen, ſo wie damals, als er zuerſt um ſie geworben hatte ...

Die Erinnerung an den eigenen Erfolg ſtraffte ſeine zuſammengeſunkene Geſtalt, legte ein ſieghaftes Lächeln auf ſeine blaſſen Lippen. Sie würde ſchon wieder mit ihm kommen, des war er gewiß! Wenn auch nicht gerade wieder nach Jena, ſo doch nach Berlin. Und das mit Jena ließ ſich ſicher unauffällig arrangieren. ... Man konnte ſie ja einfach den Winter über nach dem

Süden ſchicken — das fiele jetzt gerade ſicher nicht auf! Der Skandal, den er ebenſo wie Marie vermeiden mußte, war dann verhütet; Oſtern zog man nach Berlin. ... Und wenngleich die Reichshauptſtadt nur drei Stunden von Jena entfernt lag, für ihn ſollten Tauſende von Kilometern zwiſchen den zwei Städten ſich breiten, das ſchwor er ſich zu. Das war er nicht nur Franzi ſchuldig, ſondern auch ſich, ſeiner eigenen Ruhe und ſeiner Zukunft.

Er ſetzte ſich an den Tiſch, über dem die elektriſche Birne leuchtete, und begann einen Brief zu ſchreiben — nach Jena. „Es kann ſo nicht weitergehen, Marie! Ich muß endlich wieder leben können, wie ein andrer Menſch auch, ohne dieſe beſtändige Angſt vor Entdeckung und Skandal und — ohne die niederdrückende Scham Deinem Mann gegenüber.“ Je länger er aber zu ihr ſprach, je lebendiger er ihr melancholiſches Kindergeſicht zu ſehen, ihre kleine, ſüße Stimme zu hören meinte, um ſo ſchwächer ward ſein Widerſtand. Und ſchließlich klang's wie der letzte Aufſchrei eines Verzweifelten: „Ich tue, was Du willſt! Dich und Dein Glück — nichts andres kann ich mehr wollen. Rege Dich alſo nicht auf, ich werde die Sache hier zu einem guten Ende führen. Du haſt mir ſo viel gegeben, daß Du um mich nichts, gar nichts verlieren ſollſt.“

Er überlas ſeine Zeilen und fand alles ganz unmöglich, ſich ſelbſt auch. Er war ſo verwirrt in all ſeinen Gefühlen und Ausdrücken, daß er ſich gar nicht mehr zurechtfand. Was wollte er jetzt eigentlich? Franzi? Marie? Jena? Berlin? Er hatte die Empfindung, als ob ſein Kopf ganz ausgenommen und leer

ſei; das Gehirn mit dem Denkvermögen war ſicher weg, nur Blutſtröme rauſchten dunkel, ziſchend drin hin und her.

Ein Glück nur, daß es gegen dieſe ſcheußlichen Zuſtände ein ſicheres Mittel gab. Ein Mittel, das er, wie manches ſonſt, Marie Cholevius dankte. Ein herrliches, unfehlbares Mittel, das ihn ihr wie in einem Geheimbund geſellte ...

Die feine Silbernadel und das Fläſchchen mit der waſſerhellen Flüſſigkeit.

Zwölftes Kapitel.

Es klopfte an Franzis Tür.

„Herein!"

Das Mädchen öffnete nur einen Spalt. Es wollte ſein Geſicht nicht ſehen laſſen, ſonſt hätte ſein gutmütiges Lachen am Ende alles verraten und die alte gnädige Frau und die Frau Rittmeiſter wollten ja doch, daß es eine Überraſchung ſei.

„Frau Doktor, 's is Beſuch da!"

Franzi ſaß am Fenſter und hielt ein Buch auf den Knieen. Sie hatte leſen wollen, aber ihre Gedanken waren davongelaufen, weit weg ...

Sie wandte den Kopf ein wenig nach der Tür.

„Sagen Sie's doch der gnädigen Frau!"

„Gnä' Frau ſchickt mich ja grad'! Frau Doktor ſollen doch gleich ins Wohnzimmer kommen. Frau Doktor werden ſich ſicher ſehr freuen, hat die gnä' Frau g'ſagt!"

„Schön, ich komme gleich!"

Sie trat vor den Spiegel, zu prüfen, ob ſie auch untadelig ausſähe, nicht verweint, nicht unordentlich.

Die Loſung der Familie, „den Leuten kein Spiel machen“, war auch die ihre, entſprach ihrer beherrſchten Natur. Wer immer es ſein mochte, der da zu Beſuch kam — er ſollte nicht wiſſen, wie es um ſie und ihre Seele ſtand.

Während ſie noch mit dem Kamm durch ihr hochfriſiertes Haar fuhr und einen Puderhauch auflegte, beſann ſie ſich, wer wohl da ſein könnte. Sie wußte es nicht. Wahrſcheinlich irgendeine Inſtitutsfreundin, mit der ſie ſich in glücklichen Tagen von Herzen gefreut hätte. Heute war jeder Beſuch nur eine Qual, ein Peiniger, der ſie, die Müde, zwang, Komödie zu ſpielen.

Sie trat ins Zimmer, blieb in hilfloſem Schreck einen Augenblick an der Tür ſtehen, ganz wie damals, als ſie ihrem Mann zum erſtenmal hier gegenübergeſtanden hatte. Hilflos aber nur einen Atemzug lang. Gleich richtete ſie ſich in trotziger Abwehr auf.

„D u ?! Was willſt d u von mir?“

Er trat unſicher einen Schritt zu ihr hin, ſtreckte ihr die Hände entgegen.

Sie rührte ſich nicht, blieb mit herabhängenden Armen an der Tür ſtehen.

„Franzi!“ Seine Stimme klang weich und betörend.

„Laß das alles!“ ſagte ſie rauh, „für dich bin ich nicht mehr Franzi, nie mehr ...“

Nun hub ein langes Ringen zwiſchen den Gatten an, ein Ringen mit Worten, das ſie beide mehr erhitzte, grauſamer verletzte, als wenn ſie mit blinkenden Waffen gekämpft hätten. Doktor Benedikt hatte ſich die Sache weit einfacher gedacht. Er hatte gemeint, daß dieſe junge Frau, die zu ihm aufgeſehen wie zu einem höheren

Weſen, daß ſie dem Zauber ſeiner Schmeicheleien erliegen, dem Reiz ſeiner Reue neuen Glauben ſchenken ſollte. Aber dieſe ſtarre, hartnäckige Geſtalt, die da an der Tür lehnte und mit einer trockenen Stimme redete, die ihr gar nicht zu gehören ſchien, das war nicht mehr die Franzi, die er früher gekannt hatte. Nicht mehr die demütige Braut, die ſich klein neben ihm fühlte, nicht mehr die junge Frau, die ſtolz auf ihn und wiſſensdurſtig im Hörſaal mit leuchtenden Augen unter ſeinen Studenten ſaß. — Das war ein bis ins Tiefſte beleidigtes Weib, das gewachſen war unter dem Schickſal, das er ihr auferlegt, und das ihm hart, entſchloſſen gegenüberſtand, keine Schwankende, keine Verzeihende, ſondern eine Anklägerin — —

„Spare dir alle Worte, alle Beteuerungen, ich gehe nicht mehr zu dir zurück!"

Er wollte verſuchen, ihr klarzulegen, wie alles gekommen ſei, vor allem verſuchte er die Fiktion aufrecht zu halten, daß die Ehe rein geblieben ſei, aber ſie ſchnitt ihm mit einer Geſte das Wort ab.

„Laß alle Lügen, ſie helfen gar nichts! Ich weiß, und laſſe mir nichts ausreden ... ich bin von dir geheiratet worden, weil ihr ein Aushängeſchild gebraucht habt! Leugn' das doch, wenn du kannſt! Leugne es! Herrgott, leugne es doch!"

Sie war dicht vor ihn hingetreten und warf ihm die Worte ins Geſicht. In ihrer Stimme klang es wie ein Aufſchrei, ein Zug gepeinigter Erwartung trat in ihr Antlitz, als hoffte ſie aller Härte und Worte zum Trotz auf eine Antwort, die all ihre Anſchuldigungen zu Boden ſchlagen ſollte ...

Er ſenkte die Augen, ſchwieg.

„Siehſt du, du kannſt nicht einmal mehr leugnen! Und das — das — das kann ich dir nie vergeſſen. Wenn du mich betrogen hätteſt, wie Frauen ſonſt wohl betrogen werden, bloß, weil der Mann ihrer müde iſt oder eine andre ihm momentan beſſer gefällt — ſiehſt du, das hätt' ich verwunden! Unter Schmerzen und Tränen, aber ich hätt's verwunden! Hätt's verwinden müſſen! Aber das, daß gar kein Tag zwiſchen uns iſt, an dem du mich nicht belogen haſt, daß du von allem Anfang an, immer, immerfort gelogen und betrogen haſt, daß alles gelogen war, jedes Wort, jeder Kuß, jede Bemerkung über dieſe — dieſe — Daß ich gar keine Erinnerung hab', nicht die kleinſte, armſeligſte, an der nicht deine ekelhaften Lügen kleben —, nein, nie verzeih' ich dir das! Und darum komm' ich nie mehr zu dir zurück!"

Zorn ſtieg in ihm auf, Zorn, daß ſie ihn bis zuletzt durchſchaute und mit ſo verletzender Klarheit ausſprach, was ſie in ihm ſah. Seine männliche Eitelkeit war tief verletzt, daß dieſe Frau immer noch von Lügen ſprach, wo er doch längſt ſchon ihre Verzeihung erfleht hatte.

Mit einer brüsken Bewegung ergriff er ihre Hand.

„Du mußt zurückkommen!"

„Wer will mich zwingen?"

„Wir beide ſtehen nicht mehr allein auf der Welt.... Das Kind ... Im Namen des Kindes werd' ich dich zwingen, mit allen Mitteln zwingen, zu mir zurückzukommen!"

„Verſuch es!"

Er hoffte ſie einzuſchüchtern.

„Das Geſetz ſteht mir zur Seite.“

„Wieſo? Muß jede Frau zu dem Mann zurück, der ſie betrogen hat, nur weil ſie Mutter iſt?“

„Das Kind iſt zwiſchen uns. An dem Kind habe ich auf jeden Fall ein Recht, ein ewiges Recht, das ich mir nie nehmen laſſe. Das Kind bindet dich, Franzi. Sei alſo klug. Ich geſtehe dir ja zu, daß ich mich in gewiſſem Sinn an dir verfehlt habe, nur in gewiſſem Sinne, hörſt du? Ich habe dich um Verzeihung gebeten und dir gezeigt, daß ich bereue —“

„Weil ich ihre Briefe gefunden habe! Hätt' mir ein Zufall ſie nicht in die Hand geſpielt, ſo würdeſt du gar nichts bereuen, ſondern ruhig weiterlügen! Und mit dieſer notgedrungenen Reue meinſt du mich zu zwingen? Meinſt, mich zu zwingen, weil ich ein Kind trage? Nie ... nie ... gar nie! Das Kind gehört mir, mir allein, das ſoll nichts wiſſen von einem Vater, der ſo gut lügen konnte wie du. Das ſoll nie wiſſen, daß es in Lüge empfangen worden iſt, daß ſein Vater ſchamlos, unerbittlich log, vom erſten Tage an, da er die Mutter umfing ...“

„Ich warne dich, Franzi, treibe mich nicht zum Äußerſten, mach dir nicht einen Feind aus mir. Glaube, ich ſchrecke vor nichts zurück, wenn du unverſöhnlich bleibſt. Um des Kindes willen zwing' ich dich, ſo oder ſo —“

„Zwing mich nur! Aber erſt mußt du mich zwingen, daß ich das Kind auch zur Welt bringe!“

Er prallte zurück.

„Das — das — ein Verbrechen könnteſt du —?“

„Alles kann ich — nur nicht zu dir zurück!“

„Du biſt irrſinnig! Du gehörſt in eine Heilanſtalt —"

„Nach der Scheidung vielleicht! Aber erſt die Scheidung —"

Damit verließ ſie ihn. Es blieb ihm nichts übrig, als zu gehen.

Franzi hatte kaum die Kraft, ſich wieder nach ihrem Zimmer zu ſchleppen. Als ſie die Haustür ins Schloß fallen hörte und alſo wußte, daß ihr Mann fort ſei, ging ſie mühſam und fröſtelnd nach dem Speiſezimmer, um ſich ein Glas Rotwein zu holen. Sie hatte kalte Hände und überhaupt das ſeltſame Gefühl, daß ihr Körper nie mehr erwärmen könnte. Sie hätte ſo gerne die Mutter oder eine der Schweſtern bei ſich gehabt, aber gerade heute waren ſie alle ausgegangen, obgleich ſie ſonſt ſo häuslich geworden waren.

Als ſie ins Speiſezimmer trat, traute ſie ihren Augen kaum. Wie? Hatte Mama denn zu Abend Gäſte geladen? Blumen ſtanden auf dem Tiſch, Silberſchalen, Sektkelche und daneben im Kühler eine Flaſche Sekt. ... Erſtaunt trat ſie näher an den Tiſch. Nur zwei Gedecke waren aufgelegt ... auf jeder Serviette lagen ein paar Roſen, wie für ein Liebespaar ...

Eine tiefe Röte ſtieg in Franzis Wangen. Sie erkannte Olgas ſorgende und ach! ſo taktloſe Hand! Die Kniee begannen zu zittern, ſie mußte ſich ſetzen. Das alſo hatten ſie gewollt! So hatten ſie alleſamt gemeint, ſie zu überliſten! Wie Schuppen fiel's ihr von den Augen. Arrangiert war alles geweſen, einfach arrangiert ... ſie hatten ihn kommen laſſen und auf ſeine alte Macht über ſie vertraut. ... Und was dann ſeine Reue, ſeine Bitten vielleicht nicht erreichen

konnten, das vollendete der Sekt, der Rauſch einer Verſöhnungsſtunde mit Blumen und Sekt. ... Darum auch waren ſie alle ſo diskret weggegangen, ſo widerwärtig diskret! So wenig begriffen ſie von dem, was ihr geſchehen war und was geſchehen mußte, daß ſie meinten, all ihr Herzeleid ließe ſich in einem Champagnerkelch ertränken ...

Sie brach in Weinen aus, ſie weinte, wie ſie nie zuvor geweint hatte, nicht einmal in den letzten, armen Tagen von Jena. Sie fühlte zum erſtenmal, daß ſie allein, ganz mutterſeelenallein war auf der Welt.

Spät erſt kamen die andern nach Hauſe, Mama zuſammen mit Olga, Tilde war auf eigene Fauſt in die Stadt gegangen oder vielmehr geſchickt worden, denn ſie hatte gar kein Zutrauen zu der ehelichen Verſöhnungsſzene gezeigt. Aus ihrem eigenen Leid heraus, das ja in gewiſſem Sinn dem Leid der Schweſter glich, begriff ſie, daß die Dinge anders gehen würden, als Olgas Optimismus ſich's und der Mama ausmalte. Aber ſie war mit ihrer Anſicht vollkommen überſtimmt und überſchrieen worden.

„Tilde, das verſtehſt du nicht! Du warſt nie verheiratet und weißt alſo nicht, daß Eheleute ſich immer wieder zuſammenfinden, zuſammenfinden müſſen —"

„Möglich!" ſagte Tilde trocken. „Wir werden ja ſehen, wer recht behält."

Frau von Merk und Olga waren völlig niedergeſchmettert, als ſie ſahen, daß die Sektflaſche noch im Kühler lag, die kalten Platten und Süßigkeiten unberührt ſtanden.

„Sie ruiniert uns," ſchrie Frau von Merk weinend,

„ruiniert ſich und uns. ... Was ſoll man denn hier nur mit ihr anfangen?!"

Sie ſtürmten nun auf Franzi ein, bedrängten ſie mit Vorſtellungen, mit Bitten, zuletzt mit Drohungen.

„Im Haus bei uns kannſt du nicht bleiben, das mußt du doch einſehen!"

„Franzi, liebe, gute Franzi! Überleg dir's doch — er wird Profeſſor in Berlin! Denk doch, wie ſchön! Was du da für ein Leben haben wirſt!"

„Und er bereut es, glaub nur, Franzi, er bereut es ... es kommt nie wieder vor!"

„Denk an dein Kind, Franzi, du darfſt doch deinem Kind nicht den Vater nehmen ..."

„Und wenn das Kind erſt da iſt, wird alles anders ſein ... ein Kind erſetzt der Frau viel ..."

„Franzi, du darfſt uns das nicht antun!"

„Franzi, du mußt wieder zu ihm, um jeden Preis ..."

„Denk an deine Pflicht, Franzi!"

„Was wär' das für eine Liebe, die gleich bei der erſten Enttäuſchung aufhören wollte —"

So redeten Frau von Merk und Olga auf ſie ein; Tilde hatte ſie nur mit einem mitleidigen Blick angeſehen und ihr leiſe die wirren Haare aus der Stirn geſtrichen.

„Arm's Haſcherl! Du biſt auch nicht zu neiden!"

Damit war ſie aus dem Zimmer gegangen.

Franzi ſaß auf ihrem Bett, den Kopf geſenkt, die Arme im Schoß. Vor ihr kauerte Olga, ſtreichelte ihre Hände und entwarf glänzende Zukunftsbilder von Berlin. Frau von Merk ſtand daneben, weinte, bettelte und ſchalt abwechſelnd auf die Tochter, der die Tränen

in Strömen übers blasse Gesicht rannen. Franzi wußte nicht mehr, was um sie her eigentlich vorging, sie hörte nicht mehr deutlich, was die andern sagten. Es rauschte in ihrem Kopf und vor den Augen verschwamm ihr alles. Sie wußte nur noch eins: ‚Sie wollen, daß ich ja sage. Und ich kann doch nicht ...‘

Ihr war zumute wie einem, der sich in den Bergen verstiegen hat und an eine winzige Felszacke geklammert über dem Abgrund hängt. Er muß festhalten, ob ihm der Arm schwillt, ob die Finger sich im Krampf spreizen wollen. Festhalten. An dieser winzigen Felszacke hängt ja sein Leben. Sobald er losläßt, verschlingt ihn die Tiefe. ... Aber immer heftiger wird der Drang, den angespannten Muskeln Erschlaffung zu gönnen, immer unwiderstehlicher das Verlangen, die verkrampften Finger zu lösen. —

Eine bleischwere Müdigkeit überkam Franzi. Ohne es zu wollen, dachte sie: ‚Jetzt sag' ich halt ja, damit ich endlich meine Ruhe habe und schlafen kann!‘

Sie hob den Kopf, sah die Mutter an ... öffnete die Lippen ...

„Franzi!“ schrie Olga entzückt und wollte die Schwester zwischen Lachen und Weinen in die Arme schließen. Aber Franzi schloß die Lippen wieder, ihr Gesicht sah plötzlich ganz verstellt und grünlich aus. Ein fürchterlicher Schmerz zerriß ihren Körper ... sie stöhnte, griff nach dem Herzen ... dann in die Luft ... stürzte häuptlings vom Bettrand hinunter, daß Olga sie gerade noch auffangen konnte, ehe sie mit der ganzen Kraft des Falles zu Boden schlug ...

Nun war für viele Wochen keine Rede mehr von

einer Rückkehr nach Jena, man wußte ja nicht einmal, ob Franzi mit dem Leben davonkommen würde. Und auch als ſie zum erſtenmal wieder als matte Rekonvaleſzentin bei den Ihren ſaß, konnte keine mehr ſie an ihre Pflicht gegen das Ungeborene mahnen. Die Aufregungen jenes Tages hatten ihre Mutterhoffnungen zerſtört.

Ende des erſten Bandes.

Fünfzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Hopfen**, Der Väter zweie. — 3. **Hill**, Um eines Haares Breite. — 4. **Eckstein**, Willibald Menz. Lavafluten. — 5. 6. **Ohnet**, Nimrod & Cie. — 7. **Malling**, Der alte Herrenhof. — 8. **Griffiths**, Im Expreßzug Rom-Paris. — 9. 10. **H. v. Zobeltitz**, Talmi. — 11. **Yorke**, Um des Kindes willen. — 12. **Claretie**, Das Auge des Toten. — 13. 14. **Croker**, Verheiratet oder ledig? — 15. **Ihrenberg**, Neue Bahnen. — 16. **Murray**, Ein Spitzbubengewissen. — 17. 18. **Schubin**, Vollmondzauber. — 19. **Clifford**, Ein sonderbarer Stellvertreter. — 20. **v. Bunsen**, Auf Riedenheim. — 21. 22. **Markewitsch**, Prinzessin Lina. — 23. **Doyle**, Ein gefährlicher Ausflug. — 24. **Georgy**, Aus den Memoiren einer Berliner Range. — 25. 26. **Rameau**, Die Letzten aus dem Hause Montberthier.

Sechzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, In der Tiefe des Abgrunds. — 3. **Skowronnek**, Hans der Sieger. — 4. **Loti**, Ein Seemann. — 5. 6. **Croker**, Miß Balmaines Vergangenheit. — 7. **v. Wonde**, Im eigenen Nest. — 8. **Hope**, Mr. Witts Witwe. — 9. 10. **Döring**, Jadwiga. — 11. **Hornung**, Der neue Herzog. — 12. **de Bièvre**, Tante Baby. — 13. 14. **F. v. Zobeltitz**, Das Heiratsjahr. — 15. **Wahlenberg**, Marta Hilding. — 16. **Alden**, Seine Tochter. — 17. 18. **Hopfen**, Die ganze Hand. — 19. **Gerard**, Eine vergessene Sünde. — 20. **Wolters**, Der Wohlthäter. — 21. 22. **Theuriet**, Die Zuflucht. — 23. **Grahame**, Das goldene Zeitalter. — 24. **v. Baudissin**, Im engen Kreise. — 25. 26. **Croker**, Berechtigter Stolz?

Siebzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Davis**, Soldaten des Glücks. — 3. **Skowronnek**, Ihr Junge. — 4. **de Wailly**, Lucettes Schwur. — 5. 6. **Kipling** und **Balestier**, Naulahka. — 7. **Misch**, Der Adelsmensch. — 8. **de Tinseau**, Durch fremde Schuld. — 9. 10. **Schulte vom Brühl**, Frühlings-Evangelium. — 11. **Murray**, Die Jagd nach Millionen. — 12. **Busse**, Röschen Rhode. — 13. 14. **Leys**, Das Geheimnis des Rechtsanwalts. — 15. **H. v. Zobeltitz**, Die Tante aus Sparta. — 16. **Theuriet**, Unter Rosen. — 17. 18. **Schubin**, Im gewohnten Geleis. — 19. **Lie**, Im Märchenland. — 20. **Hopfen**, Zehn oder elf? — 21. 22. **Croker**, Die Dorfschönheit. — 23. **Blicher-Clausen**, Inga Heine. — 24. **Griffiths**, Ein schneidiges Mädchen. — 25. 26. **v. Oertzen**, Eine glückliche Hand.

Achtzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Polzogen**, Die arme Sünderin. — 3. **Bodkin**, Verschwindende Diamanten. — 4. **v. Bülow**, Im Hexenring. — 5. 6. **Lesueur**, Slavische Leidenschaft. — 7. **Voß**, Der gute Fra Checco u. a. Gesch. — 8. **de Vere-Stacpoole**, Toto. — 9. 10. **v. Roberts**, Schwiegertöchter. — 11. **Aïdé**, Die Erzieherin. — 12. **H. v. Zobeltitz**, Frau Karola. — 13. 14. **Robinson**, Jung-Nin. — 15. **v. Oertzen**, Frei für die Ehre! — 16. **Bourget**, Das Spitzenmäuschen und andres. — 17. 18. **F. v. Zobeltitz**, Die papierene Macht. — 19. **Glyn**, Elisabeths Besuche. — 20. **Döring**, Der Förster. Heinrich Timm. — 21. 22. **Ohnet**, Die lichtscheue Dame. — 23. **Croker**, Die Spinne u. a. Gesch. — 24. **Heine**, Bis ins dritte und vierte Glied. — 25. 26. **Burnett**, Eine vornehme Dame.

Neunzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **F. v. Zobeltitz**, Der Backfischkasten. — 3. **Guida**, Zwei Sünder. — 4. **Schubin**, Marska. — 5. 6. **Malot**, Daheim. — 7. **v. Rom**, Man lebt so hin. — 8. **Bodkin**, Ein weiblicher Detektiv. — 9. 10. **v. Oertzen**, Irrlichter. — 11. **Rod**, Auf halbem Wege. — 12. **Westkirch**, Geschichten von der Nordkante. — 13. 14. **Hunt**, Kein Herz. — 15. **Döring**, Deutsche und polnische Liebe. — 16. **Poradowska**, Die Stimme des Blutes. — 17. 18. **Skowronnek**, Das rote Haus. — 19. **Cobb**, Skrupel. — 20. **Lie**, Nordwärts. — 21. 22. **Ohnet**, Der Schritt zur Liebe. — 23. **Croker**, Eine verhängnisvolle Fahrt. — 24. **Olden**, Die erste Krawatte und andre Geschichten. — 25. 26. **Warden**, Das Gasthaus am Strande.

Zwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Voß**, Ein Königsdrama. — 3. **Johannsen**, Die Amazone und andre Geschichten. — 4. **Mélégari**, Gefeit. — 5. 6. **Schubin**, Maximum. — 7. **Hornung**, Ein Einbrecher aus Passion. — 8. **Hornung**, Die schwarze Maske. — 9. 10. **Champol**, Goldene Blumen. — 11. **de Vere-Stacpoole**, Der Bourgeois. — 12. **Glahn**, Heiratsstifter. — 13. 14. **Croker**, Angelika. — 15. **Chantepleure**, Blütenumrankte Ruinen. — 16. **Budde**, An stillen Wassern. Aus der Flutzeit. — 17. 18. **H. v. Zobeltitz**, Krach. — 19. **Glyn**, Ambrosines Tagebuch. — 20. **Skowronnek**, Sommerliebe und andre Geschichten. — 21. 22. **Armstrong**, In der Gewalt der Umstände. — 23. **Voß**, Die neue Circe. — 24. **Croker**, Das stolze Mädchen und andre Geschichten. — 25. 26. **de Coulevain**, Eine siegreiche Eva.

Einundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Boy-Ed**, Heimkehrfieber. — 3. **Höcker**, Frühlingsstürme. — 4. **Mc Donnell Bodkin**, Giftmischer. — 5. 6. **Voß**, Die Reise nach Mentone. — 7. **Marefchal de Bièvre**, Trautchen. — 8. **Zemlak**, Unter der Knute. — 9. 10. **Croker**, Die Katzenpfote. — 11. **Blüthgen**, Bekenntnisse eines Häßlichen und andere Geschichten. — 12. **Hume**, Verwehte Spuren. — 13. 14. **Chantepleure**, Ein Aprilscherz. — 15. **Fahrow**, Schwarz-Rot-Gold. — 16. **Harte**, Pioniere des Westens. — 17. 18. **F. v. Zobeltitz**, „Kreuz wende dich". — 19. **Harland**, Des Kardinals Schnupftabaksdose. — 20. **Diers**, Im Herrenhaus von Luckmühlen. — 21. 22. **Merriman**, Der rosa Brief. — 23. **Rosner**, Der Fall Versegy. — 24. **Linn**, Die zweite Generation. — 25. 26. **Rameau**, Die Nudelprinzessin.

Zweiundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **F. v. Zobeltitz**, Die arme Prinzessin. — 3. **Diers**, Wer bist du? — 4. **Harrod**, Das verborgene Modell. — 5. 6. **Voß**, Samum. — 7. **Ernst**, Von kleinen und großen Leuten. — 8. **Chantepleure**, Eine Heiratskomödie. — 9. 10. **Fowler**, Ein gewagtes Spiel. — 11. **Sick**, Der heilige Ehestand. — 12. **Hornung**, Kein Held. — 13. 14. **Poradowska**, Eine romantische Heirat. — 15. **Höcker**, Don Juans Frau. — 16. **Sims**, Die junge Frau Kaudel. — 17. 18. **Busse**, Die Referendarin. — 19. **Harte**, Auf der alten Fährte. — 20. **Deledda**, Elias Portolu. — 21. 22. **Adams**, Bekenntnisse einer Frau. — 23. **Lehne**, „Einsamkeit 19". — 24. **Harland**, Eine erlauchte Frau. — 25. 26. **H. v. Zobeltitz**, Des Lebens Enge.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Skowronnek**, Die beiden Wildtauben. — 3. **Michelson**, Im Wagen des Bischofs. — 4. **Heeliger**, Auf Tod und Leben. — 5. 6. **Pierantoni**, Die Stärkere. — 7. **Croker**, Das glückliche Tal. — 8. **Blicher-Clausen**, Sonja. — 9. 10. **Hornung**, Der Schatten des Stricks. — 11. **Chantepleure**, Huguettes Abenteuer. Claude Chamboches Sekretär. — 12. **Mc Carthy**, Wenn ich der König wär'! — 13. 14. **Boy-Ed**, Die holde Törin. — 15. **Ahlberg**, Ein modernes Mädchen. — 16. **Bennett**, Ein großer Mann. — 17. 18. **Ohnet**, Die Siegerin. — 19. **Villinger**, Das Erbschweinchen und andere Geschichten. — 20. **Harland**, Mein Freund Proipero. — 21. 22. **Busse**, Das Gymnasium zu Lengowo. — 23. **Glyn**, Evangelines Schicksale. — 24. **Rosner**, Der Puppenspieler. — 25. 26. **Croker**, Ihre Familie.

Vierundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Voß**, Die Schuldige. — 3. **Hirschberg-Jura**, Die Villa des Gerechten. — 4. **Hornung**, Ein ritterlicher Buschklepper. — 5. 6. **Höcker**, Paradiesvogel. — 7. **Ehrencron-Müller**, Der gesegnete Tag. — 8. **Heine**, Der Wegweiser. — 9. 10. **Douglas Wiggin**, Rebekka vom Sonnenbachhof. — 11. **Wasner**, Der rote Faden. — 12. **Croker**, Ein verlorener Posten und andere Geschichten. — 13. 14. **Lefeuer**, Die Macht der Vergangenheit. — 15. **Siegemann**, Die Befreiten. — 16. **Osbourne**, Liliput, der Schicksalsmotor. — 17. 18. **Skowronnek**, Der rote Kersten. — 19. **Harte**, Das anvertraute Gut und andere Geschichten. — 20. **Villinger**, Die Dachprinzeß. — 21. 22. **Croker**, Mary am Gittertor. — 23. **Bourget**, Schwestern. — 24. **Conrad**, Im Taifun. — 25. 26. **H. v. Zobeltitz**, Die Kinder des Herrn von Harthausen.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Boy-Ed**, Ein Echo. — 3. **Hornung**, Ein Dieb in der Nacht. — 4. **Oertzen**, Lebensfrühe. Verloren' Land. — 5. 6. **Croker**, Das spanische Halsband. — 7. **Wasner**, Dornröschen. — 8. **Grath**, Der Mann auf dem Bock. — 9. 10. **Schubin**, Erlachhof. — 11. **Jérome-Tharaud**, Aus Sturm und Not. — 12. **de Vere-Stacpoole**, Fanny Lambert. — 13. 14. **Bourget**, Der Emigrant. — 15. **v. Wolzogen**, Der Bibelhase. — 16. **Knickerbocker Viele**, Die Herberge zum Silbernen Mond. — 17. 18. **Busse**, Die Hoermanns. — 19. **Grey**, Die Leuchter des Kaisers. — 20. **Bourget**, Herz und Handwerk. — 21. 22. **Locke**, Carlotta. — 23. **Höcker**, Prinzgemahl. — 24. **Glyn**, Jenseits der Wirbel. — 25. 26. **Wasner**, Vater.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.

Der rote Kurs. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der alte Timm und seine Nachbarn. Von **Marie Diers.**

Hugo. Von **Arnold Bennett.** Aus dem Englischen.

Armer Henner... Von **Richard Skowronnek.** 2 Bände.

Der unreine Geist. Von **Semène Zemlak.** Aus dem Französischen.

Naturgewalten. Von **Helene Raff.**

Die jüngste Miß Mowbray. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Liebe Mädchen. Drei Novellen von Käthe Sturmfels.

Meeresgold. Von George Bronson-Howard. Aus dem Englischen.

Eva, wo bist du? Von Fedor von Zobeltitz. 2 Bände.

Der mit prachtvollem Humor erzählte Roman einer jungen Studentin; — lebensprühend, voll feinster Psychologie und starkem Spannungsreiz.

Was sich in dem Gasthaus begab. Von Kate Douglas Wiggin u. a. Aus dem Englischen.

Eine ganz allerliebste Geschichte voll Geist und Humor. Der Versuch, jeden der vorkommenden Charaktere einem andern Autor zuzuweisen, ist geradezu glänzend gelungen.

Das goldene Schiff. Von Paul Oskar Höcker.

Der heiße Atem des modernen Sportfiebers geht durch diesen spannenden, figurenreichen Roman, der Höckers volle Meisterschaft über das glänzende Gesellschaftsmilieu und eine eindringliche psychologische Kunst verrät.

Daphne. Die Geschichte einer modernen Ehe. Von Mrs. Humphry Ward. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Diesem geist- und lebensprühenden Roman der berühmten Verfasserin von „Robert Elsmere" liegt das Ehescheidungsproblem zu Grunde, das die Engländer und Amerikaner gegenwärtig so sehr in Atem hält. In einer Reihe von bunten Bildern aus dem Gesellschaftsleben vermittelt uns das interessante, fesselnde Buch tiefe Einblicke in die angelsächsische Kulturwelt.

Gräfin Polly. Von Palle Rosenkrantz. Aus dem Dänischen.

Man würde diesen Roman des auch als Dramatiker rühmlich bekannten Verfassers unterschätzen, wenn man ihn nur nach der spannenden Handlung beurteilen wollte. Rosenkrantz versteht es meisterhaft, uns die handelnden Personen, die offenbar nach dem Modell gezeichnet sind, durch seine hervorragende Darstellungskunst menschlich näher zu bringen.

Romeo und Julia im Albanergebirge. Von Richard Voß.

Ein wahres Kabinettstück poetischer Gestaltungskraft. Voß erweist sich in dieser fesselnden Geschichte wiederum als ein solcher Kenner der italienischen Volksseele, daß ihn selbst unter den Italienern niemand übertreffen dürfte.

Eine Energiekur. Von Daniel Lesueur. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Den Kampf einer edlen, nur ihrem sittlichen Ideale lebenden Frauenseele gegen die gedankenlose, durch Gewohnheit und Eigennutz beherrschte Alltagsmoral schildert Lesueur in diesem im allermodernsten Frankreich spielenden geistvollen und namentlich auch sehr kurzweiligen Roman.

Das Hohelied des Lebens. Von A. von Klinckowstroem.

Das Hohelied der Liebe und damit das Hohelied des Lebens singt uns die leider zu früh verstorbene Verfasserin in diesem ihrem letzten Roman. Die Liebe zur ererbten Scholle und ausgeprägter Familiensinn, leichtes Blut und die harte Schule des Lebens geben in Verbindung mit schwerem Leid die Grundtöne, aus denen sich das Hohelied entwickelt, um nach mancherlei Disharmonieen in reinem Wohlklang auszuklingen.

Montana. Von Wm. Wallace Cook. Aus dem Englischen.

Eine schlichte volkstümliche Erzählung aus dem amerikanischen Goldgräberleben, aber von ergreifender Innigkeit und Gefühlswärme, dabei so echt, daß ein Bret Harte sich ihrer nicht zu schämen brauchte.

Lena Küppers. Von Carl Busse. 2 Bände.

Der neue Roman von Carl Busse erzählt von dem Schicksal der schönen und stolzen Lena Küppers, die sich im Trotz zur Richterin über den eigenen Vater aufwirft und erst einen weiten Weg gehen muß, ehe sie verstehen und verzeihen lernt. Noch niemals hat der Erzähler eine solche Fülle lebendiger Gestalten aus den verschiedensten Kreisen in den Rahmen eines Werkes gebannt, noch niemals die mannigfachen Fäden mit gleicher Sicherheit verknüpft!

Siebenundzwanzigster Jahrgang.

Die Faust des Riesen. Von Rudolph Stratz. 2 Bände.

Rudolph Stratz, unter den modernen deutschen Erzählern der besten einer, hat in diesem bisher noch nicht in Buchform erschienenen Roman ein Meisterstück geschaffen. Aus dem Abgrund der Seelen, aus dem Dunkel Berlins ringt sich ein schwarzer Gedanke empor, wird Tat und Schuld und bleibt ein blutiges Geheimnis, bis der Schluß den Schleier löst. Kein Kriminalroman, sondern mehr: die Unterordnung spannender Handlung unter die Herrschaft eines Charakters, in dem höchste Kraft und tiefste Schlechtigkeit bis zur Sühne sich die Wage halten.

Das Paradies der Erde. Von Ada von Gersdorff.

Die Verfasserin des so berühmt gewordenen Romans „Ein schlechter Mensch" betritt mit ihrer jüngsten Schöpfung abermals das Gebiet des Offiziersromans, wozu sie vermöge ihrer gründlichen Vertrautheit mit den einschlägigen Verhältnissen vor anderen berufen ist. Leidenschaftlich bewegte Handlung, sowie wahrheitsgetreue und interessante Bilder aus dem militärischen Milieu verleihen diesem hervorragenden Roman einen ganz eigenartigen hohen Reiz.

Onkel William. Von Jennette Lee. Aus dem Englischen.

Eine Geschichte voll Gemüt und inniger Empfindung, bei der einem warm ums Herz wird. Der alte Onkel William ist eine Seele von einem Menschen, der wie seinerzeit „Der kleine Lord" jung und alt für sich einnehmen wird.

Der Kampf um den Mann. Von Carry Brachvogel. 2 Bände.

Die fesselnde Schilderung verschiedener Wege, auf denen moderne Frauen Glück suchen, finden oder verlieren. Generationen, Weltanschauungen treten einander gegenüber, ringen verzweifelt miteinander, bis nach Erschütterungen und Entsagungen aller Art Stärke und geduldige Liebe zugleich den Sieg davontragen. Den Hintergrund des reichbewegten Romans bilden farbige Bilder aus dem Münchner Atelier- und Gesellschaftsleben, das die Verfasserin aus langjähriger Beobachtung gründlich kennt.

b89006325542
b89006325542a